Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Fünfter Jahrgang. Band 6.

Marchesa d'Arcello.

Roman in zwei Bänden

von

Memini.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Italienischen

von

Dora Paul.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1888.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Vierzehntes Kapitel.

Als Florenz eines schönen Tages die Augen aufschlug, erfuhr es, daß es die Hauptstadt des Königreiches Italien geworden sei.

Das Erwachen dieser reizenden Stadt, die, in Erinnerung ihrer alten Pracht und Herrlichkeit versunken, in dem unsterblichen Idyll ihrer Hügel gebettet liegt, war wahrhaft schön. Sie wunderte sich nicht im geringsten über das unerhörte Glück, das ihr in den Schoß gefallen war; sie nahm mit stolzer Freude die Fülle von Reichtum, Ehre und Macht, die sich über sie ergoß, bereitwillig auf. Die alte Residenz der Mediceer feierte den Triumph dieses Augenblickes, der vielleicht der schönste ihrer ganzen Geschichte war, mit trunkenem Entzücken und wußte den Schatz ihrer seit Jahrhunderten gehegten künstlerischen Schönheit der Frische dieses so vollkommen modernen Augenblickes anzupassen. Florenz fühlte sich mit Wonne von dem freundlichen Ueberfalle bezwungen: es war glückselig, auf allen Seiten sein eigenstes, persönliches Leben einschränken zu müssen, um dem eindringenden neuen Leben, in welchem das Herz des auferstandenen Vaterlandes pulsierte, Platz zu machen, und schaute lächelnd der märchenhaften Geschwindigkeit zu, mit der sich seine Umgestaltung vollzog. Die Paläste des alten Adels wurden zu Ministerien; die Büreaukratie legte ihre bürgerliche Ledermappe in den vergoldeten Räumen nieder, in denen seit Jahrhunderten die Kunst, gleich einer treuen Hausschwalbe, ihr Nest gebaut hatte. Die Zeilen des Lungarno dehnten und erweiterten sich zusehends, und in dieser fortschreitenden Entwickelung zielte alles darauf hin, sich zu vervollkommnen. Verfallne Hütten nahmen den Schein von Häusern an, Häuser wurden Paläste und die Paläste Nebengebäude des königlichen Schlosses.

Vittorio Emanuele thronte im Palazzo Pitti und die auserlesenste Blüte des italienischen Volkes strömte in diesem titanischen, steinernen Gedanken, der dem Ehrgeiz eines Privatmannes sein Dasein verdankt, zusammen. Das Wetter war prachtvoll, Florenz war prachtvoll, der Karneval war prachtvoll. Florenz hatte noch nicht die schlechte Gewohnheit angenommen, den Piemontesen Spitznamen beizulegen, und diese hatten noch nicht angefangen, dies übelzunehmen. Florenz dachte nicht an Epigramme, Florenz amüsierte sich.

In einem reizenden kleinen Saale einer der schönsten Villen in den neuen Stadtteilen war eine kleine heitere Herrengesellschaft versammelt, unter denen sich auch einige Offiziere der italienischen Armee befanden. Der schöne, wohlig erwärmte Raum wurde von einem halben Dutzend großer Lampen erhellt und in dieser freundlichen Beleuchtung gewahrte man den wahrhaft vornehmen Luxus der Ausstattung in seiner bis in die kleinste Einzelheit stilvollen Feinheit. Die Unterhaltung war sehr belebt, hielt sich aber streng in den Grenzen, die ihr der feine Takt der Dame des Hauses angewiesen hatte.

Sie war die einzige Dame, welche die Gesellschaft durch ihre Gegenwart verschönte, aber ihre Gäste waren weit entfernt, sich darüber zu beklagen. Die Herzogin Giulia di Monte besaß in vollem Maße die Kunst, ihre Gäste angenehm zu unterhalten; sie gab nie sogenannte große Gesellschaften, aber sie versammelte jeden Donnerstag ihre Freunde oder die ihres Bruders, des Grafen Santieri, eines glänzenden Ordonnanzoffiziers Seiner Majestät des Königs Vittorio Emanuele, an ihrer Tafel. Sie war seit einigen Jahren Witwe, sehr wohlhabend und noch in den besten Jahren, hatte aber nie von einer zweiten Ehe hören wollen; sie hing mit tiefer Innigkeit an dem verstorbenen Gatten und widmete sich mit Hingebung der Erziehung ihrer einzigen Tochter, die von ihr vergöttert wurde. Die Herzogin war nicht schön, aber sehr anziehend und vereinigte mit einem sehr aufrichtigen, unabhängigen Charakter große Intelligenz und eine wunderbar richtige Auffassung aller Dinge. Die Schwierigkeiten ihrer Stellung hatten sie nicht unvorbereitet gefunden; sie hatte sich gegen jede Ueberraschung zu wappnen gewußt und die merkwürdige Besonnenheit und der praktische Sinn der jungen Witwe hatten ihr geholfen, die gefährliche See, welche man Gesellschaft nennt, unversehrt zu durchschiffen; sie hatte es verstan-

den, sich die allgemeine Achtung und Bewunderung zu erwerben, ward von den meisten geliebt, von vielen beneidet, und wenn ihre Offenheit und ihr Scharfblick den eitlen Schwarm der Schmeichler und gehaltloser Stutzer von ihr fernhielt, so bedauerte sie dies sicher nicht. Die Einladungen zu ihren vertraulichen Diners waren sehr gesucht, aber nicht leicht zu erlangen, denn sie hatte das Recht, anspruchsvoll und exklusiv in der Wahl ihrer Gäste zu sein, und machte von diesem Rechte auch Gebrauch.

Heute abend war die Herzogin in Balltoilette und jetzt begann sie, nachdem sie einen Blick auf die Stutzuhr geworfen, die auf dem Kaminsims stand, ohne ihre Unterhaltung zu unterbrechen, ein Paar sehr lange weiße Handschuhe anzuziehen. Als sie damit fertig war, hob sie plötzlich mit scherzhaft gebietender Gebärde eins der beschuhten Händchen in die Höhe.

Es mußte dies ein wohlbekanntes Zeichen sein, über dessen Bedeutung sich niemand täuschen konnte. Die Unterhaltung brach plötzlich ab, ein Ausdruck von Mißbehagen trat auf die Gesichter der Gäste und lebhafte Proteste erhoben sich sofort von allen Seiten.

„Aber das ist unmöglich; es hat noch nicht zehn Uhr geschlagen; es ist zu früh, um uns fortzuschicken; eine Dame, die etwas auf sich hält, geht nicht zu so unmöglichen Stunden auf einen Ball!“ klang es im Chor.

„Unmöglich für euch,“ antwortete die Herzogin mit herzlichem Lachen. „Für euch unverbesserliche Nachtschwärmer, die zu erwachen beginnen, wenn andre Menschen sich schlafen legen. Aber im Hause braver Leute geht es anders zu, meine Herren.“

„Roberto,“ sagte einer der Offiziere zu dem Bruder der Herzogin, „ist es denn möglich, daß du deine brüderliche Autorität nicht geltend machst, wenn uns die Herzogin so grausam die Thür weist, um auf einen Ball zu gehen, der um zehn Uhr beginnt?“

„Ja, was soll ich machen?“ antwortete Santieri lachend. „Giulia emanzipiert sich seit einiger Zeit in erschreckender Weise, und da ich sie heute abend nicht begleite, habe ich auch kein Recht, zu verhindern, daß sie sich kompromittiert.“

Der andre war im Begriff, etwas zu erwidern, als die unvermutete Dazwischenkunft eines Besuches es verhinderte.

Der Eintretende war ein Mann von ungefähr fünfund-

vierzig Jahren, von vornehmer Haltung und höchst sympathischem Aeußeren, der mehrere italienische und ausländische Orden im Knopfloche trug.

Er wurde von der Herzogin und ihrem Bruder aufs wärmste bewillkommt, und die erstere sagte, indem sie ihm die Hand reichte: „O Celati! Wie freundlich war es von Ihnen, sich unsrer im akuten Stadium Ihres Erfolges zu erinnern. Ich habe den Kummer der alten S*** auf dem Gewissen. Denken Sie doch! Nicht die erste zu sein, die einen Mann, der direkt aus dem Orient kommt, in ihrem Salon produziert!“

„Einen Mann, der gern noch heute dahin zurückkehrte, wenn er die Freude der Heimkehr durch Reklame büßen müßte,“ entgegnete Celati. „Ich bedauerte unendlich, heute nicht mit Ihnen speisen zu können, aber ich schmeichelte mir mit der Hoffnung, ein paar Stunden in Ihrer Gesellschaft verbringen zu dürfen, ehe Sie auf den Ball des englischen Gesandten gingen.“

„Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich zum englischen Gesandten gehe?“ erwiderte die Herzogin ernst.

„Ihre Toilette ist beredt, teure Herzogin; und zudem habe ich unten im Hofe den verhängnisvollen Schatten Ihres Brougham gesehen. Indessen schien es mir noch ein wenig zu früh, und dies gab mir den Mut, heraufzukommen.“

„O, die Frau Herzogin macht sich beizeiten auf die Reise,“ bemerkte ein blonder junger Mann. „Stellen Sie sich vor, daß sie bis nach Böotien reisen will.“

Die Herzogin wandte sich rasch um und drohte ihm mit dem Fächer. „Bravo, Vicomte! Sie haben es getroffen,“ sagte sie. „Aber nicht wahr, es ist recht schade, daß man in Böotien, das heißt im Palaste d'Arcello, einer unabänderlichen Gewohnheit gemäß keine Ausländer empfängt?“

Der junge Franzose brach in ein leises, verlegenes Lachen aus, aber Graf Celati rief lebhaft interessiert: „d'Arcello, sagten Sie? Lombarden, nicht wahr, Marchesi d'Arcello?“

„Wie?“ versetzte die Herzogin mit frohem Staunen. „Sie kennen sie? Die d'Arcello sind in der That Lombarden; aus einer der ersten Familien. Die Marchesa ist eine d'Ancraserra und war im Kloster meine Herzensfreundin.“

„Ich habe nicht die Ehre, die Marchesa d'Arcello zu kennen; aber ich war mit einem Marchese d'Arcello sehr befreundet. Ich machte meine erste Reise in Afrika in seiner Begleitung.“

„O mein Gott, Celati. Darum beneide ich Sie wahrlich nicht; Sie müssen sich tödlich gelangweilt haben. Wohlverstanden, wenn wir von ein und derselben Person, das heißt von dem Gatten Biancas, Bruno d'Arcello, sprechen."

„Ganz recht! Bruno d'Arcello; ein hagerer, schlanker, junger Mann, der ein wenig hinkt."

„Hager und lahm ist Bruno soviel Sie wollen; aber jung? ... Ich bin fest überzeugt, daß er mit vierzig Jahren auf die Welt gekommen ist und zwar mit demselben finsteren Gesichte, das er heute hat. Mir will es noch immer nicht glaublich scheinen, daß er Biancas Gatte ist."

„Es ist auch unglaublich!" bekräftigte der junge Vicomte. „Ein Gnome, der die schöne verzauberte Prinzessin bewacht und ihr verbietet, Ausländer zu empfangen."

„Was das anbelangt," versetzte die Herzogin, „so können Sie sich auch ein wenig bei Bianca bedanken, die in diesem Punkte die Ansichten des Gatten teilt. Daß er auf der Kleinlichkeit seiner nationalen Vorurteile beharrt, kann man allenfalls begreifen, aber daß auch Bianca es thut, das ist etwas andres. ... Aber," fuhr sie fort, sich wieder zu Celati wendend, „sind Sie wirklich während der ganzen Reise mit Bruno d'Arcello zusammen gewesen?"

„Zwei volle Jahre war er mein Gefährte auf jener Expedition, an der er, wenn ich nicht irre, kurz nach seiner Verheiratung teilnahm. Es war ein ziemlich gefährliches Unternehmen, und bei einer Gelegenheit rettete mich das mutige Eingreifen Brunos aus Lebensgefahr. Unter solchen Umständen schließen junge Leute leicht Freundschaft, und wir wurden unzertrennlich."

„Und später?" fragte die Herzogin.

„Als ich zum Konsul in Jerusalem ernannt wurde, schickte sich Bruno an, nach Hause zurückzukehren. Die Trennung bereitete uns viel Kummer; wir versprachen, uns zu schreiben, und uns wiederzusehen. Ich schrieb ihm und er antwortete mir; aber auf meinen zweiten Brief erhielt ich keine Antwort. Mehrmals versuchte ich den Briefwechsel wieder anzuknüpfen, doch stets ohne Erfolg. Er antwortete auf keins meiner Schreiben und ich verlor ihn völlig aus den Augen. Nun höre ich, daß er sich hier befindet, und natürlicherweise tauchen die alten Erinnerungen wieder in meiner Seele auf."

„Gewiß, das begreife ich vollkommen," sagte Giulia teilnehmend. „Es war auch für mich eine köstliche Ueberraschung,

als ich Bianca hier wiederfand. Die Familie hatte sich vor kurzem aus Gesundheitsrücksichten in Florenz niedergelassen; Bruno . . ."

„Wie?" unterbrach sie Celati, „Bruno war krank?"

„Ja, und sogar recht ernstlich krank. Es handelte sich um eine Art Abzehrung infolge des großen Schmerzes, den er durch den Tod seiner Eltern, die kurz nacheinander starben, erlitten hatte. Die Familie wohnte auf dem Lande, in der wunderschönen Villa d'Arcello; aber nach jenem Unglück wurde Bruno der Aufenthalt dort verleidet und jetzt, glaube ich, bringt er nur im Herbst einige Monate dort zu."

„Leben sie allein? . . . Haben sie Kinder?"

„Nur einen Knaben, einen reizenden Jungen von ungefähr neun Jahren, mit welchem sich Bianca viel beschäftigt."

„Nur allzuviel," warf Gino de Murli von weitem dazwischen. „Ein solches Uebermaß von Mutterliebe hat etwas Bedrückendes. Es ist unmöglich, der Marchesa Bianca einen Besuch zu machen, ohne sie in mütterlicher Unterhaltung mit Febo zu finden."

Der Ton, mit dem er diese Bemerkung machte, war so komisch-kläglich, daß alle lachten und die Herzogin dem jungen Manne sagte, er sei ein schöner . . . oder nein, er sei ein häßlicher Taugenichts.

„Nach alledem," bemerkte Celati, „muß ich vermuten, daß mein alter Kamerad ein glücklicher Mann ist."

„O!" rief die Herzogin lustig in die Hände klatschend, „hören Sie, meine Herren . . . ich bitte, hören Sie, was dieser berühmte Reisende sagt! Gewiß ist Bruno d'Arcello der beneidenswerteste Mann unter der Sonne; vor allem, weil er das Glück hat, der Gemahl meiner Freundin Bianca d'Ancraserra zu sein."

„Zugestanden!" riefen alle Anwesenden.

„Und weiter?" fragte Celati lächelnd.

„Und dann," seufzte Fürst Marinelli, ein Neapolitaner, der sich seit zwanzig Jahren in Florenz aufhielt, „weil er einen engelschönen Sohn hat."

„Weil er dreimalhunderttausend Franken jährlicher Einkünfte hat," fügte ein zweiter wehmütig hinzu.

„Und den schönsten Postzug, den man in den Cascinen*) bewundert."

---

*) Cascine, öffentlicher Spaziergang vor den Thoren von Florenz. Anm. d. Uebers.

„Einen prachtvollen Palast.“

„Einen chef de cuisine, den er Demidoff abspenstig gemacht hat.“

„Also,“ schloß Celati lustig, „da haben wir ja das Unmögliche gefunden: einen glücklichen Mann!“

Die Herzogin klappte ihren Fächer leise auf und zu.

„Ich habe nur gesagt ‚beneidenswert‘, lieber Celati; aber da Sie so lange und in so vertrautem Verkehre mit Bruno standen, werden Sie ja seinen Charakter besser kennen als wir.“

„Ein sehr schöner Charakter, Herzogin! Vielleicht nicht gesellig, noch gesellschaftlich liebenswürdig, aber ich habe nie einen Menschen gesehen, der gleichgültiger gegen Entbehrungen, kühner in Gefahren und geduldiger im Leiden gewesen wäre.“

Ein fast ungläubiges Staunen malte sich auf den Gesichtern der Zuhörer, während die Herzogin sich erlaubte, in ein herzliches Lachen auszubrechen.

„O, mein lieber Celati,“ sagte sie dann, „Sie haben sicher in Afrika eine rosenfarbene Brille getragen!“

„Sie sprechen in Rätseln; ich bitte Sie, sich deutlicher auszudrücken, Sibylle!“

„Nein, nein, ich habe nichts damit zu schaffen. Meine Herren, erleuchten Sie diesen Verblendeten, sagen Sie ihm, was Bruno d'Arcello ist.“

„Er ist ein Bär!“

„Ein unleidlicher Geselle.“

„Ein unverbesserlicher Reaktionär.“

„Ein Mensch,“ rief einer der Offiziere mit tiefster Entrüstung, „der seine Frau nötigt, in die Kirche zu gehen und in der Welt zu leben, der sie während des ganzen Karnevals tanzen und die ganze Fastenzeit beten und fasten läßt und sowohl am Altar, wie in der Opernloge, in der Predigt wie bei der Spazierfahrt nicht einen Augenblick von ihrer Seite weicht.“

„Und dennoch,“ fiel Marinelli ein, „sind ihm schätzenswerte Eigenschaften nicht abzusprechen. Aber er ist durchaus keine sympathische Natur. Ohne Laster noch Leidenschaften, kalt wie Eis, bigott, intolerant und dabei in gewissen Dingen von einer unglaublichen Kühnheit. Er würde sicher nicht zwei Scudi im Pharo wagen, und trotzdem spielt er eins der gewagtesten Spiele, das man sich denken kann. Er ist häßlich, lahm, nichts weniger als liebenswürdig und hat ein an-

betungswürdiges Wesen zur Frau, ein himmlisch schönes Weib, voller Geist und Herz, kurz eine von jenen Frauen, die man unmöglich ungestraft sehen kann. Und dieses Weib bringt er nach Florenz — verstehen Sie wohl, ich sage nach Florenz und führt es in die Gesellschaft ein. Es sind jetzt volle sieben Jahre, daß er dieses gewagte Spiel treibt und ... hol' ihn der Teufel ... es ist ihm noch immer geglückt!"

„Je nun," meinte Celati, „das beweist, daß er es verstanden hat. ..."

„Er hat es durchaus nicht verstanden," fiel ihm der Fürst ins Wort. „Die fortwährenden Anforderungen, die er in seiner halb anachoretischen, halb weltlichen Lebensweise nach beiden Richtungen hin an seine Frau stellt, dieses peinliche Schwanken zwischen einem bis auf die Spitze getriebenen Weltleben und wahnsinniger Bigotterie würde wahrscheinlich die Geduld jedes andern Weibes erschöpft haben, aber die Haltung Donna Biancas ist so ..."

Das Erscheinen des Kammerdieners, welcher der Herzogin meldete, daß der Wagen vorgefahren sei, unterbrach die Unterhaltung.

„Schon recht," sagte Giulia, „benachrichtigt Caterina. ... Hören Sie, Celati!" fuhr sie dann zu diesem gewendet fort, „mir kommt ein guter Gedanke: möchten Sie mich nicht in den Palast d'Arcello begleiten? Sie würden trotzdem noch Gelegenheit haben, sich beim englischen Gesandten bewundern zu lassen; bei meinen Freunden beginnt der Ball zeitig und dauert nie länger als bis zwei Uhr."

„Aber glauben Sie denn ..."

„O, Bruno wird sicher erfreut sein, Sie wiederzusehen und Sie seiner Frau vorstellen zu können. Und auf diese Weise können Sie sich gleich ein eignes Urteil über den schrecklichen Klatsch des heutigen Abends bilden."

„Es wird mir ein wahres Vergnügen sein," sagte Celati, sich tief verneigend, „mich unter Ihrem Schutze meinem alten Reisegefährten vorzustellen."

„Schön," erwiderte die Herzogin. „Ah, da ist Caterina! Und wen sehe ich noch ... ei, ei, wen sehe ich da?"

Aus einer Seitenthür war eine Zofe getreten, welche den Pelz der Herzogin und ein Spitzentuch brachte, und hinter ihr kam ein reizendes Kindergesichtchen zum Vorschein.

„O, Grazia!" sagte die Herzogin. „Du bist noch wach? Wissen Sie, Signorina, daß dies höchst unpassend ist? Nun,

da das Fräulein sich einmal diese Freiheit genommen hat … so komm nur.“

„Sie bestand darauf, mitzukommen,“ sagte das Kammermädchen entschuldigend; „sie sagte, sie könne nicht schlafen, wenn ihre Mama ihr zur Gutenacht nicht einen Kuß gebe.“

Die Kleine war schon in den Armen der Mutter; diese drückte ihr den Kuß auf die Lippen, der für das zärtliche Geschöpfchen so unentbehrlich war, und nachdem sie dann von allen Anwesenden geliebkost worden war, huschte sie, auf einen liebreichen, aber bestimmten Wink der Herzogin, mit unbeschreiblicher Grazie, gleich einer kleinen Fee, die sich dem profanen Blicke der Sterblichen entzieht, leise davon.

Die Herzogin hüllte sich mit einem unterdrückten Seufzer in ihren Pelz, verließ von ihren Gästen begleitet, den Saal und bestieg, nachdem sie sich in der Vorhalle von den Herren verabschiedet, mit Celati den Wagen.

Beide schwiegen eine Weile nachdenklich. Plötzlich brach die Herzogin das Schweigen.

„Celati,“ sagte sie, „lachen Sie mich nicht aus und nehmen Sie es nicht übel, wenn ich mir erlaube, Ihnen einen Rat zu geben: Verlieben Sie sich nicht in Bianca d'Arcello.“

Er nahm die Warnung nicht übel und lachte auch nicht, ja er fragte nicht einmal nach dem Grunde dieser Warnung, wie ein dummer oder eitler Mensch gethan haben würde.

Er schien einen Augenblick lang unschlüssig, dann sagte er sanft: „Ich danke Ihnen, Herzogin.“

„Wir sind angelangt,“ sagte Giulia bald darauf. „Was empfinden Sie jetzt?“

„Ich bin einigermaßen neugierig,“ erwiderte Celati gewissenhaft, „und bei dem Gedanken, den Mann wiederzusehen, der sein Leben wagte, um das meine zu retten, aufrichtig bewegt.“

„Wir haben uns verspätet,“ bemerkte die Herzogin nach kurzem Schweigen; „es halten keine Wagen mehr vor dem Portal.“

Der Wagen hielt unter der Vorhalle und sie stiegen aus. Der Portier riß eine Glasthür auf und die laue Luft eines Treibhauses umfing die beiden, als sie die monumentale Treppe hinaufstiegen, deren altertümliches Marmorgeländer unter einer doppelten Reihe blühender Kamelienbäume verschwand. Bald waren sie im Vorzimmer angelangt; während

die Diener dem Grafen und der Herzogin Mantel und Pelz abnahmen, hob sich die Portiere einer Thür zur rechten Hand und der Herr des Hauses trat durch dieselbe.

Bruno hatte, kurzsichtig wie er war, die Ankommenden nicht erkannt, aber er eilte sogleich auf sie zu, um die späten Gäste zu bewillkommnen. Die Herzogin, welche eben eine Blume auf ihrer Brust befestigte, bemerkte ihn nicht und Celati betrachtete einen Augenblick lang zweifelnd den bleichen, abgezehrten und so alten Mann, der ihn an seinen Freund erinnerte.

Aber Bruno erkannte ihn sogleich.

„Celati!“ rief er. „Celati!“ Dieser fiel ihm um den Hals und einen Augenblick hielten sich beide eng umschlungen, während die Herzogin sie erstaunt und befriedigt betrachtete.

„Ich habe ihn mitgebracht,“ sagte sie dann triumphierend zu dem Marchese; aber dieser hatte, als bereue er den unwillkürlichen Ausbruch seines Gefühls, schon wieder seine gewöhnliche steife Haltung und eisige Kälte angenommen. Er erinnerte sich sogleich seiner Pflicht als Wirt und bot mit förmlicher, frostiger Gebärde der Herzogin den Arm, indem er sagte: „Wollen wir nicht eintreten?“ und hierauf, sich zu Celati wendend, hinzusetzte: „Die Marchesa wird sehr erfreut sein, deine Bekanntschaft zu machen.“

Sie durchschritten die Säle, wo eine vornehme, elegante Menge sich drängte, deren geflüstertes Geplauder sich mit den sanften Klängen der Mazurka vermischte, die eben getanzt wurde und den jugendlichsten und glänzendsten Teil der Gäste in den Ballsaal gerufen hatte; und am Ende der langen Flucht der Säle fanden die neuen Gäste im Theezimmer die Marchesa d'Arcello.

Sie stand vor dem Kredenztische, wo sie einigen älteren Damen den Thee bereitete. Das reizende Weib, dessen stolze, vollerblühte Schönheit in der Beleuchtung eines altvenezianischen Kronleuchters auf dem matten Grunde der Damasttapeten blendend hervortrat, die Pracht des schimmernden Silbergerätes, das zarte Flimmern des Sèvre-Porzellans und das blinkende böhmische Krystall vor ihr, gab ein köstliches Bild, und als Celati sie sah, begriff er mit einemmal die ganze Bedeutung und die ganze Weisheit des soeben empfangenen Rates: Verlieben Sie sich nicht in Bianca d'Arcello.

Lorenzo Celati verliebte sich nicht in die Marchesa d'Arcello. Er war schon in vorgerückten Jahren, von gesetztem Charakter und hatte die Reife der Erfahrung erlangt, welche manchen Menschen erlaubt, beizeiten eine entstehende Leidenschaft zu erkennen.

Celati war der intellektuellen Einsamkeit, zu welcher ihn die weite Entfernung des ihm neuerdings zugewiesenen Konsulates verdammte, und der ewigen Nergeleien, die ihm dort die hinterlistige Knauserei der ottomanischen Unredlichkeit bereitete, von Herzen müde. Er hatte deshalb den Orient verlassen, der diplomatischen Carriere, sowie den gefährlichen Forschungsreisen, in denen er der jugendlichen Begeisterung und Abenteuerlust genügt, endgültig entsagt und Florenz zu seinem Wohnsitz erwählt. Die Verpflichtung, die er einer ihm sehr befreundeten, verwitweten Cousine gegenüber übernommen hatte, sie bei der Erziehung ihrer zahlreichen Kinder zu unterstützen, schuf ihm fast eine Familie; aber sein reger Geist bedurfte noch andrer Nahrung, und darum begann Celati die Gesellschaft aufzusuchen, in deren Kreisen er überall, sowohl wegen seiner fesselnden Unterhaltung, wie der seltenen Eigenschaften seines Charakters und der Vornehmheit seiner Manieren mit Auszeichnung empfangen wurde. Er hatte bald seine Wahl unter den Salons getroffen, in denen er ein geschätzter, gern gesehener Gast war, und so geschah es, daß man ihn bald allabendlich im Palaste d'Arcello fand.

Bruno hatte eine seltsame, große Freude empfunden, als er Celati wiedersah. Hatte ihn vielleicht der Anblick des alten Freundes an glücklichere Zeiten erinnert? Wer hätte es zu sagen vermochte? Bruno war noch immer derselbe verschlossene Charakter, wie früher, und scheute sich, das, was in seinem Herzen vorging, der Welt zu zeigen. Seine erneuerte Intimität mit Celati offenbarte sich nur durch einen fast herzlichen Gruß, wenn dieser kam, und ein paar vorwurfsvolle Worte, wenn er sich einige Tage nicht hatte sehen lassen. Trafen sich die Freunde zufällig auf der Straße und Celati war allein, so gesellte sich ihm Bruno zu und begleitete ihn schweigend, es jenem überlassend, die Richtung und Dauer des Spazierganges zu bestimmen. Auch in seiner Familie sprach Bruno nur wenig. Er hegte für Febo eine tiefe Zuneigung und sorgte mit der größten Aufmerksamkeit für alles, was die Erziehung und die Pflege des Kindes betraf; aber der Knabe hatte eine unbezwingliche Scheu vor seinem Vater und

eine leidenschaftliche Verehrung für seine Mutter, die ihm jeden Augenblick widmete, den sie der großen Welt und der Kirche, jenen unerbittlichen Tyrannen, abrang, die ihr Bruno aufgezwungen und deren nichts weniger als leichtes Joch sie geduldig auf sich genommen hatte.

Niemand vermochte zu begreifen, was Bruno zu dem aufreibenden, geselligen Leben trieb, das er führte. Man verstand nicht, wie er die übertriebene Strenge seiner religiösen Grundsätze, sein offnes Bekenntnis, der klerikalen Partei anzugehören, mit diesem rauschenden Weltleben vereinigen konnte, zu welchem ihn nichts zu nötigen schien. Man wußte, daß er kränklich war, dennoch sah man überall sein bleiches Gesicht. Er präsidierte an der Seite seiner Gemahlin den Festen im Palaste d'Arcello, aber er bewegte sich ernst, fast teilnahmslos unter der bunten Menge, die er fortwährend sah und die ihm, selbst im eignen Hause, stets fremd blieb. Mit der steifen, unermüdlichen Regelmäßigkeit eines Automaten bekümmerte er sich um alle und um alles, aber ohne irgend ein persönliches Interesse, ohne Befriedigung, noch Langeweile zu zeigen.

Eine gediegene, verschwenderische Pracht, die nichts Uebertriebenes hatte, aber durch ihre bis auf die kleinste Einzelheit sich ausdehnende Gleichmäßigkeit großartig wirkte, umgab die Marchesi d'Arcello. Ihre Equipagen erregten stets die allgemeine Bewunderung in den Cascinen und der berühmte Familienschmuck der d'Arcello, welcher das Geschmeide zweier alter Geschlechter vereinigte, wurde oft zur Schau getragen. Bianca hatte jetzt gelernt, sich zu kleiden, und ihre königliche Schönheit trat imponierend in der künstlerischen Pracht ihrer Toiletten zu Tage. Sie erschien in den höchsten Sphären der Gesellschaft, wo ihr unermüdlich Huldigungen und Bewunderung dargebracht wurden, und überall hinterließ sie bedeutende, aber sehr verschiedene Eindrücke. Seit acht Jahren sah man sie in diesen Kreisen, ohne daß es jemand gelungen wäre, sie zu verstehen. Die Poesie des Geheimnisvollen umgab diese Frau, und doch war sie zu einfach, um eine Sphynx zu sein, und nicht heiter und gleichgültig genug, um einer Göttin zu gleichen. Sie hatte keine intimen Freundinnen und die Herzogin di Monte, für welche Bianca vielleicht eine besondre Sympathie zeigte und mit der sie mehr als mit jeder andern Dame verkehrte, antwortete lachend, wenn sich Neugierige an sie um „Aufklärung" wandten,

daß sie Bianca vergöttere, aber von ihr nicht mehr noch weniger wisse, als alle andern. Und dies war die Wahrheit. Die beiden Frauen hatten sich gegenseitig erraten, ohne eine von der andern etwas zu wissen und vor allem ohne etwas zu erfragen. Wenig Freundschaften haben unter solchen Umständen Bestand, aber das Gefühl gegenseitiger Achtung und ein unmittelbares, wenn auch unklares Bewußtsein verschwiegenen Kummers hatten Bianca und Giulia einander genähert. Dieses glänzende gesellschaftliche Leben, in welchem Bianca sich fortwährend bewegte, stellte grausame Anforderungen an sie. Es ist wahr, daß es sie auf eine schwindelnde Höhe emporhob, aber es setzte sie auch einer furchtbar strengen Ueberwachung aus; es stellte sie unter die Aufsicht der großen Menge.

Und diese hatte ihre Aufgabe gewissenhaft erfüllt; sie überwachte Bianca mit Argusaugen und wunderte sich im stillen naiv, daß sie nichts zu melden hatte. In der ersten Zeit ihres Florentiner Aufenthaltes, als die Grundsätze der Familie d'Arcello noch nicht genügend bekannt waren, hatte die Erscheinung dieser blendenden und zugleich geheimnisvollen Schönheit mehr als einem Manne den Kopf verdreht. Manche heiße Leidenschaft war durch sie erregt worden, mehr als ein erfahrener Verführer hatte sich auf die Lauer gelegt, aber alles war vergebens. Diese Frau war so einfach und gut, daß sie nicht einmal bemerkte, was um sie her vorging.

In ihrer Unnahbarkeit und tugendhaften Ruhe hatte sie nicht einmal nötig, zu der letzten Waffe des Weibes, dem Stolze, ihre Zuflucht zu nehmen; sie verteidigte sich, ohne zu verwunden, mit einer geheimnisvollen Kraft, die ihr nicht die geringste Anstrengung zu kosten schien. Die bestürzte Menge wollte ihren Augen nicht trauen; mancher hatte mit malitiösem Lächeln gesagt: „Wartet's nur ab.“ Aber der Demant fuhr fort in blendender Reinheit zu strahlen.

Jetzt fehlte es auch nicht an solchen, die als letztes Mittel zur Anklage griffen; gehässige Stimmen erhoben sich, um die Marchesa d'Arcello zu verurteilen. Es wurde dekretiert, daß sie ein Eisblock sei, daß sie nur im stande sei, sich selbst und die eigne Schönheit anzubeten, und keine Spur von Herz besitze. Eine andre Schar Enttäuschter, die sich für klüger hielt, behauptete, die Tugend der Marchesa sei das Resultat religiösen Wahnsinns, oder feiger Furcht vor ihrem Gatten und krankhafter Uebertreibung des Muttergefühls; ja es fehlte

sogar nicht an Leuten, die allen Ernstes versicherten, daß die Marchesa sterblich in ihren Mann verliebt sei.

Bianca ahnte nichts von diesen sich widersprechenden Anklagen, wie sie nichts von jenen Hoffnungen und Plänen geahnt hatte. Sie lebte in gewohnter Weise weiter, widersetzte sich nie der starren Regelmäßigkeit, mit der ihre Zeit unerbittlich in gesellschaftliche Pflichten, religiöse Uebungen und mütterliche Sorgen eingeteilt war, und richtete sich, ohne je ihre eignen Wünsche zu berücksichtigen, streng nach den Vorschriften ihres Gemahls. Man sah sie überall, immer ruhig, immer schön, manchmal ein wenig bleich, aber niemals müde noch widerstrebend, an der Seite Brunos.

Nach und nach jedoch gewann sich Bianca aller Herzen. Ihre Anmut, ihre sich stets gleichbleibende Freundlichkeit eroberten ihr die allgemeine Sympathie. Die Frauen, welche aufgehört hatten sie zu fürchten, begannen ihr ihren Luxus, selbst den der Schönheit nicht ausgeschlossen, zu verzeihen. Aber um sich für den Haß, dem sie entsagten, einigermaßen schadlos zu halten, fingen sie an mit stillem Wohlgefallen die echt weibliche Tugend des Mitleids zu üben.

Man müsse wirklich einfältig sein, meinten sie, um diese arme, schöne Frau wegen ihres Reichtums und der sie umgebenden Pracht zu beneiden. Die Haltung der Marchesa sei gewiß bewundernswert, aber man könne auch nicht leugnen, daß ihr Gatte kein Mann sei, der seiner Frau eine kleine Liebelei verzeihen würde. Die liebe Marchesa wäre ein tugendhafter Engel, der es nie wagen würde, sich mit einem Manne wie Bruno in Kampf einzulassen. Sie war das Opfer dieses abscheulichen Tyrannen, dieses Fanatikers, der keinen Augenblick von ihrer Seite wich und sie alle Unduldsamkeit, alle Gewaltthätigkeit einer finsteren, launischen Gemütsart fühlen ließ. Bruno zu schmähen, war förmlich zur Mode geworden. Zwar würde niemand gewagt haben, ihm offen entgegenzutreten, aber er hätte leicht merken können, welche Sympathie und Dankbarkeit ihm die Gesellschaft entgegenbrachte, der er so viel opferte.

Im Klub hatten sie ihm den Spitznamen des „kleinen Tyrannen" gegeben. Ihm wurde nichts verziehen; man zahlte ihm die aufreizende Kälte seines Benehmens durch schlecht verhehlte Gleichgültigkeit heim; man ertrug ihn — aber nur wegen seiner Frau. Gute und schlechte Witze folgten ihm überall; seine abstoßende Blässe, sein körperliches Gebrechen,

seine Manieren wurden fortwährend bekrittelt, denn er mußte doch auf die eine oder die andre Art für die unglaubliche Unverschämtheit büßen, ein so glücklicher Ehemann zu sein. Man bemühte sich allerdings sehr, Einladungen vom Marchese d'Arcello zu erhalten, aber wenn die Gäste an seiner Tafel saßen, flüsterten sie sich pikante Bemerkungen über ihren Wirt zu und machten sich ebenso unbarmherzig über sein pfäffisches Aussehen, wie über seine Lahmheit, seinen übertriebenen Adelsstolz, seine zur Schau getragene Religiosität und die altmodische Form seines Silbergerätes lustig.

Ohne in Bianca d'Arcello verliebt zu sein, oder vielleicht ohne sich dies zu gestatten, besuchte Graf Celati häufig deren gastliches Haus. Nach Ende des Karnevals hatte er mehrmals Gelegenheit, in vertraulicheren Verkehr mit dem Ehepaare zu treten. Bruno fuhr fort, ihm auf seine Weise ein gewisses Wohlwollen zu zeigen, und die Marchesa bewies ihm bald durch die größere Herzlichkeit ihres Benehmens ihre Achtung und wachsende Freundschaft. Sie sprach selten über sich selbst mit ihm und niemals von Bruno. Er hatte einigemal versucht, ihr von seiner Dankbarkeit gegen den Freund zu sprechen und ihr von seiner Errettung, die er diesem aus einem sehr gefährlichen Abenteuer ihrer Reise verdanke, zu erzählen, aber Donna Bianca hatte kein besondres Wohlgefallen an diesen Erinnerungen gezeigt und der Graf seitdem mit dem ihm eignen feinen Takte jede Anspielung auf jene Zeit vermieden. Es fehlte ihm nicht an Stoff zur Unterhaltung mit der Marchesa; sie war mit allen Tagesfragen bekannt und hatte über dieselben gewisse persönliche Ansichten, die dem, welcher Brunos Anschauungen kannte, ziemlich sonderbar erscheinen mußten. Aber . . . wahrscheinlich gab es zwischen diesem exemplarischen Ehepaare überhaupt keine Auseinandersetzungen. Auch entdeckte Celati bald, welches das Thema war, das unfehlbar die Aufmerksamkeit und das Interesse Donna Biancas erregte. Wenn er ihr von Febo sprach, trat ihm, wie durch einen Zauberschlag, ein andres Weib entgegen, das weniger königlich, aber viel menschlicher als gewöhnlich war. Wenn immer er dieses Thema berührte, wurde sie erregt; ihre Stimme erhielt eine andre Klangfarbe, hatte zitternde Töne, in denen sich eine heftige, fieberhafte Bewegung verriet. Ihr Mutterglück schien jedoch nicht immer

ungetrübt zu sein und die tiefe Innigkeit, mit der sie dieses unvollkommene Glück erfaßte, verriet Celati, daß hier eine geheimnisvolle Verwickelung vorhanden sein müsse, die er nicht zu verstehen vermochte. Er fühlte verworren, daß Bianca in der großen Liebe zu ihrem Knaben einen Trost und eine Zuflucht fand . . . doch vor was? . . . Dieses Geheimnis versuchte er nicht zu ergründen. Er wußte nur, daß diese Frau einen großen geheimen Schmerz habe, den sie unsichtbar mit sich trug. Aber sie hatte auch eine Leidenschaft: Die Liebe zu ihrem Sohne.

Durch diese Entdeckung befriedigt, die seinem festen Entschlusse, sich nicht in Bianca zu verlieben, wunderbar zu Hilfe kam, fuhr Renzo Celati fort, fleißig das Haus des Freundes zu besuchen, der ihn einst von einem schauderhaften Tode errettet hatte; aber manchmal wollte es ihm doch seltsam, ja höchst wunderlich dünken, daß das Schicksal seinen Retter und den Gatten Donna Biancas in einer und derselben Person vereinigt hatte.

Fünfzehntes Kapitel.

Als Renzo Celati sich eines Abends in den Palast d'Arcello begab, sagte man ihm, daß die Marchesa keine Besuche empfange, weil der Herr unwohl sei.

„Doch nicht ernstlich unwohl?" fragte der Graf den Diener.

„O nein, es ist einer von seinen gewöhnlichen Anfällen."

„Von seinen gewöhnlichen Anfällen!" dachte der Graf, während er fortging, und jetzt erst erinnerte er sich, daß die Herzogin di Monte ihm gesagt, die Marchesi d'Arcello hätten sich aus Gesundheitsrücksichten in Florenz niedergelassen.

Er fragte am nächsten Morgen wieder nach und hörte mit Vergnügen, daß Bruno sich besser befinde und im Laufe des Tages aufstehen werde.

Bruno stand nicht allein auf, sondern Celati sah ihn auch des Nachmittags von der Brücke Santa Trinità aus an der Seite Biancas den Lungarno entlang fahren. Er kam ihm jedoch sehr bleich vor und er bemerkte, daß er sich,

ganz gegen seine Gewohnheit, etwas in die Kissen zurücklehnte.

Am Abend sah er ihn nochmals im Theater la Pergola*), das die Anziehungskraft des neuen Ballettes, „Flick und Flock", bis auf den letzten Platz gefüllt hatte. Celati sah von seinem Sperrsitz aus, daß die Loge der Marchesa Bianca förmlich belagert war, und mußte das Ende des zweiten Aktes abwarten, um ihr ebenfalls seinen Besuch machen zu können. Als er in den Korridor der Logen gelangte, sah er Bruno, der gegen die geschlossene Thür seiner Loge lehnte. Er sah nicht nur blaß, sondern erdfahl aus und rang mühsam nach Atem; als er jedoch jemand kommen hörte, richtete er sich auf und versuchte eine gelangweilte Miene anzunehmen.

„Ei Bruno," sagte Celati, „was ist dir, was thust du hier?"

„Nichts," antwortete dieser; „drinnen ist es zum Ersticken heiß, ich bin herausgegangen, um ein wenig frische Luft zu schöpfen. Ein brillantes Haus heute abend, nicht wahr?"

„Bruno," versetzte Celato ernsthaft. „Du fühlst dich nicht wohl."

„Ach, das hat nichts zu bedeuten; kommst du morgen abend zu uns?"

„Ich weiß nicht, ob ich kann. Eigentlich sollte ich Geschäfte halber einen Ausflug nach Arezzo machen, weiß aber nicht, ob ich mich dazu entschließen werde."

„Geschäfte halber?" meinte Bruno zerstreut, während er die Leute betrachtete, die in den Logen ein und aus gingen.

„Ist's erlaubt?" fragte Celati, indem er die Hand auf die Klinke der Logenthür legte.

Bruno trat mit einer mechanischen Bewegung zurück, dann legte er seine Hand auf die des Freundes und sagte, seine leise Stimme noch mehr dämpfend: „Warte einen Augenblick! Du sprachst davon, nach Arezzo zu reisen; wann gehst du?"

„O, die Sache ist nicht besonders eilig; ich kann morgen oder übermorgen gehen, wie ich will."

„Geh morgen," flüsterte Bruno.

---

*) La Pergola, das Opernhaus in Florenz.
Anm. d. Uebers.

„Warum?“ fragte der Graf verwundert. „Hast du einen Auftrag für mich?“

„Ich? . . . Nein; aber es wäre möglich, daß ich deiner in den nächsten Tagen bedürfte.“

„Wenn es sich um etwas Dringendes handelt, so kann ich auch noch ein paar Tage hierbleiben und mich dir gleich zur Verfügung stellen. Ist es ein langwieriges Geschäft?“

D'Arcello sah ihn starr an, zögerte einen Augenblick unschlüssig, dann schüttelte er den Kopf und versetzte ruhig: „Ich glaube nicht; aber in jedem Falle,“ fuhr er fort, während er wie erschöpft die Augen halb schloß, „ist es mir lieber, daß du morgen gehst und deine Angelegenheiten rasch beendigst und dann . . . wenn der Fall eintritt . . .“

„Gut,“ unterbrach ihn Celati. „Ich will dir diesmal den Willen thun und morgen reisen. Aber du solltest mir auch den Willen thun und dich ein wenig pflegen. Du magst sagen, so viel du magst, daß du dich wohl fühlst, dein Gesicht straft dich Lügen.“

Bruno lächelte und öffnete ihm die Logenthür. Und in der glänzend erhellten Loge, blendend schön in ihrem granatfarbenen Samtkleide, lächelte die Marchesa ebenfalls, als sie Celati die weiß beschuhte Hand entgegenstreckte, die einen Fächer hielt, von dem die Sage ging, er habe der Prinzessin von Lamballe gehört.

Am folgenden Tage begab sich Celati, seinem Versprechen gemäß, nach Arezzo. Seine Geschäfte hielten ihn dort länger auf, als er geglaubt hatte, und er konnte erst am Abend des vierten Tages zu später Stunde nach Florenz zurückkehren.

Am nächsten Morgen verließ er ziemlich früh seine Wohnung, in der Absicht Bruno aufzusuchen, als er an der Ecke der Straße del Melarancio einen Bekannten begegnete, einen jener Menschen, wie man sie an jedem Orte trifft, Leute, die überall und nirgends sind, die jedermann kennen, durch einen wunderbaren Instinkt die Angelegenheiten aller Welt erraten und den Beruf in sich fühlen, dieselben nach allen vier Winden auszuposaunen. Der gute Freund, der nicht gehofft hatte, schon so früh einen Zuhörer zu finden, blockierte Celati, der nicht Zeit gehabt hatte, ihm auszuweichen, und ließ ihm die Tortur seiner vertraulichen Mitteilungen angedeihen.

„Wo hatte denn Celati, der Schelm, diese vier Tage gesteckt? Aber er hatte auch wirklich viel dadurch verloren, denn es hatte seit langer Zeit keine so interessanten Neuigkeiten gegeben. Da war erstens ein kleiner — arger Skandal in den allerhöchsten Kreisen ... das Abenteuer eines beharrlichen Schuhputzers und einer vergeßlichen Prinzessin ... dann war ein neuer Stern am Theater Pagliano aufgetaucht ... ein Kavallerieoffizier war in den Cascinen vom Pferde gestürzt und dann aus Kummer krank geworden, weil Prinz Amadeus Zeuge seines Purzelbaumes gewesen, und ... apropos von Kranken, Bruno d'Arcello, der ..."

„Wie," rief Celati, „Bruno krank? Aber ich hoffe doch nicht ernstlich krank, nur unwohl."

„Keineswegs," versetzte jener. „Er ist krank, schwer krank. Gestern abend sprach man von Lebensgefahr; es wäre doch sonderbar, wenn die schöne Marchesa zur Witwe würde."

Celati wurde durch diese Nachricht erschüttert und auf seinen Zügen malte sich ein so schmerzliches Staunen, daß der Schwätzer einen Augenblick lang betroffen wurde.

„Ei," murmelte er, „ich wußte nicht, daß Sie so befreundet mit dem Marchese sind."

„Wir haben jahrelang nebeneinander gelebt," versetzte Celati, sich fassend, „und er ist noch zu jung ... um zu sterben! Aber steht es wirklich so schlecht mit ihm? Als ich vor einigen Tagen abreiste, war er nur ein wenig unwohl."

„Ganz recht; sein Zustand verschlimmerte sich plötzlich. Jetzt sagt man freilich, er sei schon lange krank gewesen; ... man spricht von einem Herzleiden. ... Er sah allerdings immer krank aus; man sah, daß Leib und Seele nur mühsam zusammenhielten."

„Entschuldigen Sie," sagte Celati, indem er einen Fiaker heranwinkte. „Ich muß fort; guten Morgen!"

Damit ließ er den andern stehen, sprang in den Wagen, rief dem Kutscher eine Adresse zu und fort ging es in scharfem Trabe.

In kurzem langte er vor dem Palaste d'Arcello an. Dort herrschte die gewohnte Ordnung und tiefes Schweigen; Celati stieg die Haupttreppe empor und klingelte an der Thür, die zu den Gemächern Brunos führte.

Der Diener, der ihm öffnete, empfing ihn mit freudigem Ausruf. „O Herr Graf, sind Sie endlich zurückgekehrt; der Herr Marchese hat mehreremal nach Ihnen gefragt."

„Ich bin erst gestern abend zurückgekommen. Wie geht es dem Marchese?“

„Je nun, so, so. Man begreift nicht recht, was ihm eigentlich fehlt, aber besser geht es sicher nicht. Ich will gleich melden, daß Sie da sind. Mit Erlaubnis!“

Der Diener kehrte bald, doch in augenscheinlicher Verlegenheit, in das Vorzimmer zurück.

„Der Herr Marchese läßt Sie grüßen und Ihnen danken,“ sagte er. „Und er werde Sie . . . später . . . wegen der bewußten Sache rufen lassen.“

„Wie . . . kann ich ihn nicht sehen?“ fragte Celati.

„Ja, sehen Sie . . . in der That . . . Sie müssen sehr entschuldigen . . . aber der Herr Marchese läßt wirklich niemand vor und auch der Doktor hat gesagt . . .“

„Oh . . . war der Arzt da?“

„Versteht sich . . . heute soll sogar noch ein zweiter kommen. Jetzt scheint sich der Herr etwas besser zu fühlen, indes . . .“

„Ich werde wiederkommen,“ sagte Celati, indem er sich zum Gehen wandte.

Nach einigen Stunden kehrte er in der That wieder und erfuhr, daß die leichte Besserung im Befinden des Kranken nicht von Bestand gewesen sei und daß der Marchese in seinem Vorsatz beharre, niemand zu sehen.

Als Celati wieder fortging, traf er auf Febo, der mit Don Gabrio, seinem Hofmeister, vom Spaziergange heimkehrte. Der Knabe war seelenvergnügt, und als er Celati sah, den er sehr liebte, lief er ihm fröhlich entgegen. Dieser umarmte ihn herzlich und betrachtete den schönen Knaben, der nur durch Augen und Stirn — der einzigen Schönheit, deren sich Bruno rühmen konnte — an den Vater erinnerte, im übrigen aber das Ebenbild der Marchesa war, mit stillem Mitleid.

„Ich war in Boboli,“ *) sagte der Knabe lustig. „Heute habe ich keine Stunden; Mama will es so, weil Papa krank ist.“

Während das Kind nach eiligem Gruße fröhlich davonlief, hielt Celati den Hofmeister, einen jungen, braven Geistlichen, der durch die plötzliche Verschlimmerung im Zustande des Marchese sehr beeindruckt schien, einen Augenblick zurück. Aber Don Gabrio lebte mit dem Knaben augenblicklich ziemlich

---

*) Boboli, der Garten des Palazzo Pitti, der Sonntags und Donnerstags dem Publikum geöffnet ist. Anm. d. Uebers.

abgesondert von der Familie und vermochte daher wenig von dem Verlaufe der Krankheit zu berichten. Doch wußte er so viel, daß der Marchese niemand vorließ als seinen alten Beichtvater, der ihn alle Morgen besuchte.

„Und die Marchesa?" fragte Celati.

„O, die Marchesa ist bewundernswert in ihrer aufopfernden Pflege, obgleich sie selbst etwas leidend ist. Sie hat sich bis jetzt viel Gewalt angethan, aber mir scheint, daß sie jetzt auch verzagt zu werden beginnt."

Beide standen noch einen Augenblick in traurigem Sinnen schweigend zusammen, dann trennten sie sich.

Celati schien dieser Tag eine Ewigkeit zu währen. Er war aufrichtig über Brunos Krankheit betrübt und konnte den Gedanken an die Verzagtheit, von der ihm der Hofmeister gesprochen, nicht los werden. Die arme Frau! Was für traurige Stunden mußte sie jetzt durchleben!

Gewiß konnte man Bruno und Bianca d'Arcello nicht gerade ein glückliches Ehepaar nennen, aber Celati wußte, daß eine brave Frau herzlich lieben kann, wenn ihre Liebe auch nur dem Pflichtgefühl entspringt. Außerdem erregte ihn die Art und Weise, in welcher man allgemein über die Krankheit seines Freundes sprach. Jedermann fand es geradezu komisch, daß Bruno d'Arcello an einem Herzleiden sterben könne. Die Spöttereien und Witzeleien nahmen kein Ende, und ein Witzbold, welcher versicherte, Bruno würde sich noch eine Weile besinnen, ehe er sich entschlösse, seiner Frau diesen letzten Liebesdienst zu erweisen, hatte einen wahren Erfolg zu verzeichnen.

Alle möglichen Fälle wurden offen erörtert, wie sich das Schicksal Biancas als Witwe gestalten würde; man fragte sich, ob sie Universalerbin sein, oder nur die Nutznießung des Vermögens haben werde; ob sie in Florenz bleiben; ob sie sich wieder verheiraten würde. Celati empfand tiefen Ekel vor diesem widerwärtigen Gebaren, aber er kannte die sogenannte gute Gesellschaft zu gut, um sich darüber zu wundern; und wie sehr er auch litt, seinen Freund so verleumdet zu sehen, so fühlte er doch zugleich, wie eitel es sein würde, sich zum Kämpen der großen Eigenschaften Brunos aufzuwerfen, welche offenkundig zu zeigen dieser nie der Mühe wert geachtet hatte. Er verstand die furchtbare Stärke dieser Antipathie, die dem

Anschein nach vielleicht bis zu einem gewissen Grade gerechtfertigt war, und kannte den tiefgewurzelten Groll jener Gesellschaft, die der Marchese d'Arcello bewirtet hatte, ohne ihr zu schmeicheln; die er durch seine Pracht beherrscht, aber niemals durch Herzlichkeit gewonnen hatte.

Die Konsultation der Aerzte über Brunos Zustand fand statt und hatte keinen tröstlichen Erfolg. Die Marchesa erhielt einen etwas sibyllinischen Bericht darüber, der, in der Absicht sie zu beruhigen, ihre Unruhe nur vermehrte. Doch konnte sie an das wirkliche Vorhandensein einer Gefahr noch nicht glauben. Bruno war allerdings nie kräftig gewesen und der zweifache Schlag — der Tod von Vater und Mutter — der sein Herz getroffen, hatte auch seine Gesundheit heftig und sichtlich erschüttert. Indessen hatte er, nachdem er ungestraft die Beschwerden der afrikanischen Reise überstanden, auch die anstrengende Lebensweise ertragen, die er vielleicht erwählt, um sich zu zerstreuen und seine immer wachsende Schwermut zu bekämpfen. Und nun sollte diese Krankheit, deren Symptome sich allerdings seit geraumer Zeit, aber nur in langen Zwischenräumen, gezeigt hatten, das Leben ihres Gatten bedrohen?

Nein, es war unmöglich! ... Bruno konnte nicht vor ihr sterben. Es war nicht gerecht. Aber wenn es dennoch wahr wäre? Wenn Bruno wirklich zuerst die schmerzende Fessel ihres gemeinsamen Lebens sprengen sollte ... dann mußte sie. ... Vor dem Gedanken dieser schrecklichen Möglichkeit, dieser Pflicht fühlte sie sich selbst dem Tode nahe. Dennoch mußte es sein. Sie konnte Bruno nicht bis zuletzt betrügen, konnte ihm nicht den Schimpf anthun, ihn ins Jenseits gehen zu lassen, wo alles offenbar ist, ohne ihr strafbares Schweigen zu brechen. Angesichts des Todes konnte sie diese Komödie nicht weiter spielen, die ihr so viele geheime Qualen gekostet hatte. Ein verhängnisvolles Zusammentreffen von Umständen hatte immer bestätigt, daß dieses Schweigen das Richtige sei, und Bianca hatte in dem Uebermaß ihrer Scheu vor dem Gatten und in dem Uebermaß ihrer Liebe für ihr Kind die Kraft gefunden, es zu bewahren. Aber jetzt mußte sie es brechen. Bruno mußte wissen, wem die Erziehung Febo d'Arcellos anvertraut blieb.

Die Marchesa Bianca glaubte an Gott. Sie betete oft und heiß zu ihm; in den langen Andachtsübungen, die Bruno ihr auferlegte, wie in den bangen Augenblicken, wo die Schwere des Kreuzes, das sie im Verborgenen trug, sie unter der prächtigen Last weltlichen Schmuckes noch schmerzlicher wundzudrücken schien, als sonst. Aber niemals hatte sie so heiß und inbrünstig gebetet, wie jetzt, wo sie Gott beschwor, Brunos Leben zu verschonen und den Kelch von ihr zu nehmen, der mehr als einen unerträglich bittern Tropfen enthielt.

Als Bianca eines Morgens in das Zimmer ihres Gatten trat, sah sie, daß die barmherzige Schwester, von der sie beim Morgengrauen in der Pflege des Kranken abgelöst worden war, nicht mehr zugegen war, und erfuhr auf ihr Befragen vom Kammerdiener, der Herr Marchese habe gewünscht, einige Stunden allein zu bleiben, da er sich etwas besser fühle.

Bruno schien wirklich weniger zu leiden. Durch eine Unzahl von Kissen gestützt, atmete er etwas freier und schien leicht zu schlummern. Im Zimmer herrschte eine peinliche Ordnung und tiefe Stille. Die Läden hinter den geschlossenen Fenstern waren nur angelehnt und durch sie hindurch stahl sich ein Sonnenstrahl und warf ein freundliches, goldiges Streiflicht auf den gelben Atlas der Tapete und der Möbel. Der Alkoven selbst, wo der Kranke lag, war fast ganz dunkel und nur die leuchtenden Umrisse einer Stutzuhr und die eckigen Linien eines großen Kruzifixes aus Ebenholz, die beide auf dem Nachttischchen standen, hoben sich scharf in dem dämmernden Lichte ab.

Bianca trat an das Bett, sah oder glaubte Bruno schlafend und entfernte sich auf den Fußspitzen, um ihn nicht aufzuwecken. Sie setzte sich ans Fenster, zog die „Nachfolge Christi“ aus der Tasche und begann zu lesen und eine Weile lang hörte man im Zimmer nur das Knistern der umgewandten Blätter und das leise Ticken der kleinen Stutzuhr.

Als Bianca ein Kapitel beendet hatte, warf sie, wie durch magnetische Kraft angezogen, einen Blick nach dem Alkoven. Bruno schlief nicht; seine großen schwarzen Augen standen weit offen und ihr seltsam heißer, fast glühender Blick war starr auf Bianca gerichtet.

Sie erhob sich beunruhigt. „Willst du etwas?“ fragte sie mit unsicherer Stimme.

Er antwortete nicht sogleich und schloß die Augen. Als er sie wieder öffnete, war sein Blick kalt, ruhig und entschlossen.

„Ja," sagte er. „Ich möchte . . . mit dir reden." Bianca erblaßte. „Ich wünsche sicher zu sein, daß niemand unsre Unterredung unterbrechen kann. Ich bitte dich daher, die Thür abzuschließen und mir den Schlüssel zu bringen."

Ein unsäglicher Schrecken erfaßte Bianca; doch gehorchte sie, schloß die Thür ab und brachte ihrem Gatten den Schlüssel, der ihn ergriff und in seine wachsbleiche Hand preßte.

„Jetzt höre mich an," sagte er. „Das, was ich dir zu sagen habe, wird dich nicht überraschen, aber ich bin überzeugt, daß es dir leid thun wird. Ich hätte diese Mitteilung noch einige Stunden verschieben . . . oder sie meinem Beichtvater anvertrauen können, wenn ich nicht gedacht hätte, daß es besser wäre, einige Maßregeln, die deine und Febos Zukunft betreffen, zu nehmen, solange ich noch bei vollem Bewußtsein bin."

Sie unterbrach ihn durch einen Schrei, sie wurde totenbleich; ein krampfhaftes Zittern durchlief ihre Gestalt und stammelnd rief sie: „Nein, nein, es ist unmöglich . . . Bruno . . . sprich nicht so."

Ein mildes Lächeln, das nicht ohne einen Anflug von Spott war, spielte um Brunos Lippen.

„Aha! Du hast mich schon verstanden, nicht wahr? Du hast augenblicklich begriffen, was ich sagen wollte."

„O!" rief Bianca. „Gott, nur Gott kann es wissen und übrigens . . . auch die Aerzte. . . ."

„Haben dir gesagt, daß es nichts Gefährliches sei, nicht wahr? . . . Natürlich, sie haben es mir auch gesagt. Aber heute früh habe ich von dem geschicktesten und aufrichtigsten unter ihnen verlangt, daß er mir die Wahrheit sage. Sie kam mir nicht unerwartet; ich bin ein Christ und fürchte den Tod nicht. . . . Und auch du mußt dich darein ergeben, Bianca. Es ist eine Frage von drei . . . höchstens vier Tagen."

Sie sank auf das Bett zu Füßen des Kranken nieder. „Nein," murmelte sie, sich noch in der Qual des Schmerzes, der in diesem Augenblicke rein von jedem persönlichen Nebengedanken war, gegen das Unabänderliche sträubend.

Bruno betrachtete die Frau, die in solcher Weise seine Mitteilung aufnahm, mit einer Art von Mitleid, dann rief er sanft: „Bianca!"

Sie hörte ihn und erinnerte sich an das, was er ihr eben gesagt, und mit dieser Erinnerung, die blitzartig in ihr auftauchte, kam ihr ebenso blitzschnell ein Entschluß.

„Bruno!“ schrie sie mit gewaltsamer Anstrengung, in der alle Fasern ihres Wesens zu reißen schienen. „Bruno, ich war treulos!“ —

Sie war in die Kniee gesunken und versuchte in ihrer Beichte fortzufahren. Eine eiserne Faust schien ihr die Kehle zuzuschnüren und ihre Stimme zu ersticken, aber sie bestand darauf, mit zischenden Lauten weiter zu stammeln: „Dem Baron Samb . . . Sambriano . . . zuliebe. . . . Als wir ankamen . . . waren sie . . . seit drei Monaten. . . . Ich ging einmal hin . . . dann nochmals . . . dann immer. . . . Sie waren . . . es schien mir . . . ich wußte nicht . . . o nein . . . ich wußte es nicht! . . . Dann . . . wollte ich . . . nicht mehr . . . hingehen. . . . Aber eines Abends . . . schrieb sie mir . . . und ich . . .“

Die Züge Brunos verzogen sich schmerzlich. Er streckte die abgezehrte Hand aus und flüsterte: „Genug . . . genug.“

Aber sie konnte nicht schweigen; es war, als ob die so lange verschwiegenen, die schrecklichen Worte sich jetzt unaufhaltsam auf ihre Lippen drängten.

„Ich ging zu ihnen . . . und erfuhr . . . daß sie fortreisten. . . . Ich war wie im Wahnsinn. . . . O . . . laß mich alles sagen . . . alles.“

„Ich weiß alles,“ unterbrach sie Bruno ruhig.

Sie taumelte empor und starrte ihn wie irrsinnig an.

„Alles?“ fragte sie ungestüm.

„Alles.“

„Auch daß ich Mutter wurde?“

„Auch . . . daß du Mutter wurdest.“

Sie stürzte zu Boden, während er unbeweglich mit weitgeöffneten Augen nach Atem rang.

„Und du hast geschwiegen,“ rief Bianca aufspringend. „Du hast . . . ein Weib . . . an deiner Seite geduldet . . . das . . .“

„Dieses Weib,“ unterbrach sie Bruno, „war, als ich die Wahrheit erfuhr, die Mutter meines Kindes und mein Vater war sterbend. Ich hatte mich überzeugt, daß das unselige Geheimnis aller Welt verborgen bleiben konnte. Ich wollte nicht, daß unser Name durch den Spott oder das Mitleid der Menge beschimpft werde. Aber ich schwieg auch noch aus einem andern Grunde: Ich . . . liebte dich.“

„Du?“ schrie Bianca auf. „Du?“

„Ja, ich, und seit lange. Ich liebte dich, als du noch die Braut meines Bruders warst.“

„Du?“ wiederholte Bianca.

„Ich habe ihn beneidet,“ fuhr Bruno fort, „ich habe ihn gehaßt; deinetwegen habe ich meinen Bruder gehaßt. Als ich dich heiratete, sah ich sogleich ein, welcher Abgrund zwischen uns gähnte. Ich war müde, zu leiden und dich leiden zu sehen; ich entfernte mich in der Hoffnung, daß Zeit und Abwesenheit deine Gefühle für mich ändern könnten. Als ich zurückkehrte, fand ich dich traurig ... ich hoffte ... denn ich liebte dich noch immer. ... Einen Augenblick lang glaubte ich an die Möglichkeit, glücklich zu werden. ... Und damals ... erfuhr ich ... durch Zufall.“

Eine Totenstille folgte diesen Worten. Dann fuhr Bruno fort: „Da begriff ich, daß für mich alles zu Ende sei. Die augenblicklichen Umstände legten mir Schweigen auf. Du schwiegst; auch ich habe geschwiegen. Nach dem Tode meiner Eltern führte ich dich hierher; ich wollte, daß du in den Kreisen lebtest und herrschtest, die dich ausgestoßen hätten, wenn sie die Wahrheit gekannt. ... Aber ich habe dir nie vergeben, verstehe mich wohl, niemals ... und ich habe nie, auch nicht eine Sekunde lang vergessen und ...“

Bianca unterbrach ihn mit einem seltsamen Lächeln. Es war ein ruhiges und doch verzweiflungsvolles Lächeln, mit dem sie sagte: „Ich verstehe dich; ich begreife, was dein Leben war. Aber mein Leben, Bruno ... meins! Dieses Dasein der Heuchelei ... der ewigen Lüge! Ich habe versucht dein Haus zu verlassen, mich dieser unverdienten Achtung zu entziehen. Aber es ist mir nicht gelungen.“

Bruno neigte das Haupt. Er verstand sie.

„Ich glaubte,“ fuhr Bianca mit immer erregterem Tone fort, „daß mein Schweigen deinen Frieden sichern könnte. ... Die Liebe zu Febo war zu groß und besiegte mich. Aber ich hatte meine Kraft überschätzt. Der Augenblick kam bald, wo ich jede Strafe, die du über mich verhängt, jede Schande vor der Welt der unerträglichen Last meiner Buße vorgezogen hätte. O, Bruno ... meine Straflosigkeit war die grausamste Strafe, die mir zu teil werden konnte.“

Bruno schien sich einen Augenblick lang zu sammeln, dann wandte er sich aufs neue zu Bianca: „Du sprachst von der Strafe deines Schweigens. Wohl! ... Aber hattest du keine andre Strafe?“

Sie richtete sich ungestüm auf und ihre Blässe wandelte sich plötzlich in glühende Röte.

„Ja!“ ... sagte sie mit wilder Energie. „Ja ... ich hatte eine andre. ... Weißt du auch das?“

Bruno nickte.

„Ja ... ich weiß, daß dein Sohn ...“

„Gestorben ist,“ unterbrach ihn Bianca heftig. „Er ist gestorben,“ fuhr sie fort, während sie ihr Taschentuch mit den Zähnen zerriß. „Er ist gestorben und ich hatte nicht das Recht, um ihn zu trauern, als er starb.“

Eine Pause folgte diesen Worten Biancas und Bruno benutzte sie, um sich ein wenig aufzurichten, so daß er mit seiner Rechten eine von Biancas Händen erfassen konnte.

„Steh auf,“ sagte er, „und komm näher zu mir.“

Das arme Weib erhob sich mechanisch. Als sie dicht vor Bruno stand, näherte er seine bläulichen Lippen ihrem Ohre und flüsterte: „Weißt du ganz gewiß, daß dein Sohn tot ist?“

„Wie?“ kreischte Bianca. „Was?“

„Und wenn er nun noch lebte?“ fuhr Bruno fort.

Sie schien ihn nicht zu verstehen ... dann schrie sie plötzlich auf: „Er lebt! ... Mein Alberto lebt!“

„Schweig!“ knirschte Bruno. „Nein ... diesen Namen will ich ... hier ... nicht hören.“

Aber in ihrem Freudenrausche hörte Bianca nicht mehr auf ihn.

„Er lebt!“ wiederholte sie wie außer sich. „Er lebt! Du sagst, daß er lebt, daß mein Kind lebt ...“

„Bianca!“ rief der Marchese, indem er sich aufrichtete und sie fest ansah.

Von der unbarmherzigen Strenge seines Blickes zermalmt, starrte ihn Bianca mit weitgeöffneten Augen an und ihr Blick verriet eine so qualvolle Ungewißheit und Verwirrung, daß Bruno Mitleid mit ihr fühlte.

„Bianca,“ sprach er, „bei meiner Ehre! ... Dein Sohn lebt.“

„O,“ rief die Mutter erbittert. „Und das sagst du mir erst jetzt?“

„Es war notwendig,“ antwortete Bruno kalt. „Früher oder später hättest du dich verraten. Ich habe in Uebereinstimmung mit deinem Vertrauten, mit Ferri, gehandelt.“

„Mit Ferri? Ha! ... Er war es also? Aber habt

ihr nicht daran gedacht, daß dies eine grausame, eine schändliche Lüge war?"

„Und was war die deine?" versetzte Bruno. „Was war dein ganzes Leben? Du hattest noch einen Sohn . . . meinen Sohn!"

Sie schwieg, während sie mit wahnsinniger Angst nach einem Grunde suchte, den sie diesem Grunde entgegensetzen konnte.

„Bruno," sagte sie endlich, „ich weiß nicht . . . ich begreife nichts mehr . . . mir ist, als würde ich wahnsinnig. . . . Du sagst, mein Sohn lebe. . . . Wo ist er? . . . Wo ist er?"

Er sah sie schweigend, mit grausamem Lächeln an.

„Er ist gut aufgehoben, es fehlt ihm nichts!"

„Seine Mutter fehlt ihm," flüsterte Bianca. „O, Bruno, es ist unmöglich, daß du nur um mich zu foltern mir gesagt hast, daß er lebt. Sag mir, wo er ist, wann ich ihn sehen kann. Es sind acht Jahre her . . . und er ist mein Kind . . . sag es mir . . . o sag es mir!"

Und immer heißer und flehender quollen die Worte von ihren Lippen, während sie sich zu seinen Füßen wand.

„Ja," sagte Bruno, „du sollst ihn wiedersehen, aber nur unter der Bedingung, daß weder er, noch irgend jemand jemals die Wahrheit erfahre; daß das Geheimnis unsrer Schande mit dir ins Grab sinke, wie ich es in wenig Tagen mit mir nehmen werde."

„O Bruno," rief Bianca verzweifelnd. „Verlange das nicht von mir. Ich kann mein eigen Fleisch und Blut nicht verleugnen. Du allein konntest mir Schweigen auferlegen. Aber später . . . habe ich doch das Recht . . ."

„Nein," unterbrach sie Bruno. „Du hast kein Recht und es bleibt dir auch kein andres Mittel, ihn wiederzusehen. Ferri kann dir nichts mehr sagen . . . er ist vollständig in meiner Gewalt und ich kann ihn ohne Spur verschwinden lassen."

„Nein, Bruno, o . . . nein . . . es ist unmöglich!"

„Unmöglich? Warum unmöglich? Bedenke, was ich für die Ehre unsers Namens geopfert habe. Ich scheide, aber mein Name bleibt. Das Ansehen, das du jetzt genießt, ist nicht dein Eigentum, du hast kein Recht, ihm zu entsagen. Die Schande war mein, nur mein. Ich lasse dir fünf Minuten Zeit, um zu wählen; entweder nimmst du meinen Vorschlag an, oder du weisest ihn zurück. Im ersten Falle

wirst du nicht allein deinen Sohn wiedersehen, du wirst auch die Macht, ja sogar das Recht haben, für seine Zukunft zu sorgen. Im andern Falle ... wird er wirklich und unwiderruflich tot für dich sein."

„Bruno," stammelte das unglückliche Weib; „aber diese Wahl ist entsetzlich! ... Denke an meine Zukunft."

„Bianca, denke an meine Vergangenheit. Sieh ... schon ist eine halbe Minute verstrichen."

Beide starrten auf die Uhr und sahen den Zeiger von Sekunde zu Sekunde fortrücken. Im Herzen der Frau wütete ein furchtbarer Kampf; der Mann wartete in atemloser Spannung.

Zwei, drei Minuten verflossen so ... dann die vierte ... die fünfte begann und Bianca hatte sich noch nicht entschieden.

„Nein!" begann sie endlich; aber im nächsten Augenblick schrie sie: „Ja, ich nehme alles an ... nur laß mich mein Kind wiedersehen!"

Und die Hände vors Gesicht schlagend, brach sie zusammen.

Bruno seufzte tief auf und sank, zum Tode erschöpft, in die Kissen zurück, und einen Augenblick lang verloren beide die Fähigkeit zu denken und zu leiden. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bruno erholte sich zuerst wieder. Ohne Zorn wie ohne Mitleid betrachtete er das unglückliche Weib, das in nervösen Zuckungen zu seinen Füßen lag.

„Beruhige dich," sagte er mit strengem, befehlendem Tone. „Wir haben keine Zeit zu verlieren; steh auf."

Sie versuchte ihm zu gehorchen und erhob sich taumelnd. Bruno wartete, bis es ihr gelang, sich aufrecht zu erhalten, während er sie fest ansah und ihr durch die magnetische Kraft seines Blickes die eigne Willensstärke mitteilte und eine Art übernatürlicher Ruhe aufzwang. Dann reichte er ihr den Schlüssel und sagte: „Oeffne und kehre dann wieder zu mir zurück."

Bianca ging mechanisch zur Thür, schloß sie auf und kehrte langsam an das Bett zurück.

Als Bruno sie aufs neue dort regungslos stehen sah, zog er die Klingel, während sein Blick unausgesetzt an seiner Frau hing. Als aber der eilige Schritt des Dieners im Nebenzimmer hörbar wurde, fiel er mit dem leisen Ausruf „Gott, o mein Gott!" seitwärts in die Kissen zurück.

Bianca schaute ihm unbeweglich, wie verzaubert zu, ohne

ihm zu helfen; er faßte sich indes sofort, und als es jetzt an die Thür klopfte, war es seine Stimme, welche laut und klar durch das stille Zimmer erklang und „herein“ rief.

Der Diener trat ein und blieb des Befehls gewärtig an der Thür stehen.

„Sind die Herren angelangt, denen Ihr heute früh meine Botschaft überbrachtet?“ fragte der Marchese langsam.

„Ja, Herr Marchese. Der Herr Graf Celati und der Advokat Guaretti sind beide im grünen Salon.“

„Bitte beide, zu mir heraufzukommen.“

Der Diener verneigte sich und verließ das Zimmer.

Jetzt wendete sich Bruno mit jäher, furchterregender Energie zu seiner Gattin.

„Bianca,“ flüsterte er, „raffe all deine Kraft zusammen; ein schwerer Augenblick steht uns bevor. Was du auch immer bei dem, was ich sagen, was ich thun werde, fühlen magst ... verrate dich nicht ... sprich kein Wort. Du hast meine Bedingung angenommen und du mußt ... wir müssen beide die Folgen tragen. Ich will dich retten, um jeden Preis retten; und du hast die heilige Verpflichtung, mich darin zu unterstützen. Aber bei allem, was wir gelitten haben, beschwöre ich dich, bewahre das Schweigen, das ich dir jetzt auferlege. Brich es niemals, in keinem Falle, um keinen Preis.“

„Ich werde schweigen,“ sagte Bianca.

„Laß dich nie verlocken, dein Geheimnis zu verraten, wenn dir an deinem Seelenheil gelegen ist. Da, wo ich hingehe, wo alles offenbar ist, dort werde ich erfahren, ob du unsrem Vertrage treu geblieben bist, ob du das Werk, für das ich gelebt habe und das mich getötet hat, zu schanden gemacht hast. Und wenn du es thätest, Bianca, würde ich mich auch dort noch rächen, nicht an dir, aber an ihm ... an deinem Sohne ... an dem Sohne deiner Schande.“

„Ich werde dich nicht verraten,“ wiederholte sie.

Er horchte; man hörte Schritte im Nebenzimmer.

„Sie kommen, Bianca,“ flüsterte Bruno. „Hier ... das Kruzifix ... schwöre!“

Sie zauderte einen Augenblick. Dann streckte sie mit einer in ihrer Verzweiflung erhabenen Gebärde die Hand nach dem Christusbilde aus und ihr Blick umfaßte in diesem Symbol des Glaubens zugleich ihre ganze dunkle Zukunft.

Man hörte jetzt die Schritte dicht vor der Thür und gleich darauf klopfte es leise.

Bruno deutete auf einen Lehnstuhl an seinem Bette. „Setz dich," befahl er leise, „und ... vergiß nicht."

Bianca setzte sich. Bruno holte mehreremal tief Atem, seine Finger zogen sich krampfhaft zusammen, dann streckte er sich und seine abgezehrte Gestalt schien länger zu werden.

„Herein!" rief er hierauf laut und deutlich.

Die Thür wurde geöffnet und die beiden Herren traten auf den Fußspitzen herein. Der Advokat Guaretti, ein alter Freund der Familie d'Arcello, ein geborener Lombarde, den sein Beruf nach Florenz geführt hatte, war ein schöner alter Herr mit etwas schüchterner, aber sicherer Haltung und ein sehr erfahrener Mann. Er hatte eine hohe Meinung von Bruno und unbegrenzte Verehrung für die Marchesa Bianca.

Celati wurde durch den Anblick Brunos tief erschüttert. Er sah deutlich, daß die Krankheit in wenig Tagen furchtbare Fortschritte gemacht hatte und daß sein alter Reisegefährte im Begriff stand, seine letzte Reise anzutreten.

Der Eindruck, den der Advokat Guaretti empfing, war durchaus ähnlich, aber er wußte ihn ebensogut wie Celati zu verbergen und beide näherten sich scheinbar unbefangen dem Bette des Kranken.

„Nun, wie geht's, Marchese?" fragte Guaretti, indem er einen leichten, heitern Tone anzunehmen versuchte.

Aber Bruno unterbrach ihn, indem er ihm die Hand reichte, und die beiden Hausfreunde lasen auf seinem Antlitze, daß er sich seines Zustandes bewußt sei und gekräftigt durch seinen Glauben mutig und gefaßt dem entgegensehe, was wir, die wir so unwissend in allem sind, was jenseits des Lebens liegt, leichtsinnig das Ende nennen.

Celati und Guaretti ließen sich am Bette nieder und begannen in abgerissenen Sätzen von gleichgültigen Dingen zu reden.

Bruno ließ es eine kleine Weile zu, dann aber richtete er sich ein wenig im Bette auf und schaute die beiden Herren ruhig und entschlossen an.

„Meine lieben Freunde," sagte er, „wie wär's, wenn wir von ernsten Dingen sprächen? Ich habe Sie nur deswegen gebeten, zu mir zu kommen."

Ein dumpfes Schweigen folgte seinen Worten; Celatis Blick suchte die Marchesa.

Sie saß unbeweglich im Lehnstuhle und hielt die Augen fest auf Bruno gerichtet; sie weinte nicht, aber man sah, daß auch sie die Wahrheit kannte.

Ein geheimes Entsetzen lastete auf den beiden Freunden, schweigend warteten sie, daß Bruno das Wort ergreife.

Er that es auch in der That. Mit fester Stimme, in knappen, deutlichen Worten sprach er von der Wahrscheinlichkeit seines baldigen Todes, von den Verfügungen, die er für diesen Fall getroffen habe, und teilte den Freunden mit, daß sie beide in seinem letzten Willen als Testamentsvollstrecker bezeichnet seien.

„Die Marchesa,“ fuhr er fort, „wird natürlich mit der Erziehung Febos betraut werden. Ich habe einen treuen Freund berufen, sie dabei zu unterstützen: Sie, Guaretti. Nehmen Sie an?“

Der Angeredete machte eine lebhaft zustimmende Gebärde, dann sagte er einfach: „Ich danke Ihnen, daß Sie meiner gedacht haben.“

Bruno hielt einen Augenblick wie unschlüssig inne, dann fuhr er fort: „Was dich anbetrifft, Celati, so habe ich nicht vergessen, daß auch du mein Freund bist und es immer warst. Und darum habe ich euch beide hergerufen, um mir in einem schweren Augenblicke beizustehen; angesichts einer der schwierigsten ... delikatesten Angelegenheiten, in der man die Hilfe eines vertrauten Freundes beanspruchen kann.“

„Bruno ... o Bruno!“ rief Celati ungestüm, indem er ihm die Hand entgegenstreckte.

Aber Bruno reichte ihm die seine nicht.

„Nein,“ sagte er mühsam, „jetzt nicht ... nachher ... später, wenn ich euch alles gesagt haben werde. ... Ich habe euch nicht hergerufen, damit ihr mich bemitleiden sollt ... ich habe euch gerufen, um euch zu Zeugen eines ... Geständnisses zu machen.“

Bianca schauderte heftig zusammen und blickte entsetzt auf Bruno; aber dieser sah sie nicht an, sondern fuhr fort: „Ein furchtbares Geheimnis hat seit langen Jahren auf meinem Leben gelastet und mein Glück vergiftet. Gott hatte mir ein reines, keusches Weib zur Gattin gegeben, ein Weib, das in jeder Weise würdig war, meinen Namen zu tragen. Und dennoch wurde dieses Weib ... diese Gattin ...“

Ein leiser Schrei entrang sich den Lippen der Marchesa; mit unsicherer, fast irrer Gebärde erhob sie sich halb vom Sessel.

„Diese Gattin,“ fuhr Bruno fort, indem er seine beiden Zuhörer immer fester durch die Macht seines Blickes im Banne

hielt, „dieses Weib, das ich ausschließlich hätte lieben sollen, das meiner ganzen Bewunderung, meiner vollen Zärtlichkeit wert war, wurde von mir betrogen und verraten . . .“

Celati und der Advokat zuckten erstaunt zusammen, während Bianca, noch immer halb erhoben, starren Blicks gespannt zuhörte und mit doppeltem Entsetzen rang.

„Ich wußte den Schatz nicht zu würdigen, mit dem die Vorsehung mich begnadet hatte,“ fuhr Bruno fort. „Ein jugendlicher Drang, die Welt zu sehen, die Sucht nach Abenteuern erfaßte mich und ließ mir das Glück des Familienlebens fade erscheinen. Ich entfloh ihm und verließ meine Gattin. Auf meinen Reisen bemächtigte sich meiner eine unselige Leidenschaft, die ich nicht zu besiegen vermochte. . . . Gott wandte sein Antlitz von mir ab . . . ich vergaß die Familie, die ehelichen Bande. Ich fiel . . . und ich sündigte.“

Ein herzzerreißender Schrei brach von Biancas Lippen.

„Und diese Schuld,“ fuhr Bruno schneller fort, als fürchte er, nicht vollenden zu können, „diese Schuld, der ich alle Gewissensbisse, alle Schmerzen meines Lebens verdanke, hat ein lebendiges Zeugnis hinterlassen . . . ein Kind . . .“

„Bruno!“ unterbrach ihn Donna Bianca aufspringend. „Bruno . . . nein . . . hab' Erbarmen. . . . Das ist zu viel.“

Er wandte die Augen von den Freunden ab und schaute Bianca mit einem langen, finsteren Blicke an, der sie vollständig lähmte. Sie versuchte weiter zu sprechen, aber das Wort erstarb ihr auf den Lippen und die unglückliche Frau schwieg vernichtet.

„Du hast recht,“ sagte Bruno, „mein Verbrechen ist entsetzlich. Ich habe in diesen acht Jahren nie gewagt, dir ein Wort von dieser ungeheuren Schuld zu sagen, aber jetzt, wo mein Leben zu Ende geht, konnte ich nicht länger schweigen und wollte dir, Bianca, dir, der edelsten, reinsten der Frauen . . . dir, die eine so schwere Schuld nicht einmal ahnen konnte, meine Beichte ablegen. Darum habe ich unsre Freunde hergerufen. Ich wollte in ihrem Beisein von dem Weibe, das ich so schwer beleidigt, Verzeihung für die Schmach erflehen, die ich der Heiligkeit des ehelichen Bundes angethan habe. Und nun sei barmherzig, Bianca, sage mir, daß du mir vergeben hast.“

Mit gewaltsamer Anstrengung richtete er sich auf und beugte feierlich das Haupt vor seinem Weibe.

Wenn auch zermalmt vom Uebermaß ihrer Schande,

begriff Bianca doch, daß sie um keinen Preis diesen Mann Lügen strafen dürfe.

„Ja!“ schrie sie auf. „Aber nun ist's genug. . . . O Bruno . . . es ist genug.“

„Nein,“ sagte er, das Haupt wieder erhebend, „es ist noch nicht genug. Ich muß einen letzten, einen höchsten Beweis deiner Liebe von dir verlangen. Das unglückliche Geschöpf, das mir sein Dasein verdankt, hat keine Stütze mehr, es bleibt allein und verlassen zurück.“

Die beiden Zeugen hatten dieser unerwarteten, tragischen Szene in bangem Schweigen zugehört; jetzt aber kam Guaretti eine Eingebung, er neigte sich zu Bruno und flüsterte ihm ein Wort ins Ohr.

„Seine Mutter?“ sagte dieser laut, als wiederhole er das Gehörte; aber sofort biß er sich auf die Lippen und setzte hinzu: „Ich hätte die Mutter Alberto Stranieris nicht vor der Marchesa d'Arcello nennen sollen. Diese Unglückliche bedarf nichts mehr. Sie starb,“ fügte er mit nachdrücklicher Betonung hinzu, „als sie ihm das Leben gab.“

Die Marchesa sank schwer, wie ein lebloser Körper, in den Lehnstuhl zurück und eine Weile herrschte ein feierliches Schweigen im Krankenzimmer.

„Bianca,“ begann Bruno endlich aufs neue, „du hast mir vergeben und darum vertraue ich dir wie eine heilige Mission die Sorge für jenes unglückliche Kind an. Sage mir, daß du sie annimmst, damit ich in Frieden sterben kann.“

Er blickte sie fest an und sie verstand, was er von ihr verlangte.

„Stirb in Frieden,“ sagte sie. „Ich übernehme den Auftrag, den du mir anvertraust. Es soll nichts von allem vergessen werden, was du mir anempfohlen hast.“

„Amen!“ antwortete Bruno, machte das Zeichen des Kreuzes über sich und sank in die Kissen zurück. Die Freunde und Bianca näherten sich ihm erschrocken. Er schien tot zu sein, aber er war nur ohnmächtig und erholte sich bald wieder.

Als er jedoch zu sprechen versuchte, war seine Stimme so schwach, daß Celati sich bemühte, die Fortsetzung dieser schmerzlichen Unterredung zu verhindern; aber Bruno bestand darauf, weiter zu sprechen.

„Laß mich reden,“ sagte er leise, „nachher werde ich schlafen und mich ausruhen . . . jetzt laß mich noch alle meine Bestimmungen kundgeben. Ich will nicht, versteh mich recht,

ich will nicht, daß er anerkannt werde . . . ich will, daß er seinen Namen, den Namen, den ich ihm beigelegt habe, behalte. In meinem Testamente ist seiner nicht Erwähnung geschehen; die Sorge für seine Existenz hängt jetzt ausschließlich von der Großmut meiner Frau ab. Ich erkenne ihn nicht an . . . nein . . . ich nehme den Flecken seiner Geburt nicht von ihm; er soll ihn tragen, bis zu seinem Tode."

Er sprach die letzten Worte erregt, mit scharfer, lauter Stimme . . . fast kreischend, dann fuhr er ruhiger fort: „Im dritten Schubfache meines Schreibtisches . . . findet ihr nähere Auskunft und alle Beweise, die nötig sind. Du Celati wirst meine Frau unterstützen. Und ihr beide . . . ihr alle . . . werdet mein Geheimnis bewahren, nicht wahr? . . ."

Sein Gesicht rötete sich, die Augen glänzten und sein Blick nahm einen fast irren Ausdruck an. Man sah, daß die Anstrengung ihn erschöpft hatte und das Fieber heftig wieder einsetzte.

„Donna Bianca!" rief Celati.

Sie fuhr zusammen und sah ihn, wie betäubt, mit weit geöffneten Augen an.

„Was gibt's?" fragte sie lächelnd. Aber rasch kam ihr das Bewußtsein zurück und sie eilte an die Seite Brunos, der jetzt irre redete. Er schlug die Augen auf, erkannte sie und beruhigte sich.

Dann verfiel er in eine Art Betäubung und lag ganz still. . . . Die drei, die sein Bett umstanden, betrachteten ihn, und Donna Bianca war so in seinen Anblick versunken, als sähe sie ihren Gatten heute zum erstenmal. Er aber flüsterte phantasierend: „Febo . . . die Alpenveilchen . . . du weißt doch . . . ich habe sie ihr gegeben . . ."

Sechzehntes Kapitel.

Das Städtchen war wahrscheinlich eins der häßlichsten und langweiligsten des Königreichs Italien, doch besaß es einen gewissen bäuerlichen Wohlstand, den es zum großen Teil seinem Käse und schweren Weine verdankte. Hühner waren im Ueberfluß vorhanden, Gänse an der Tagesordnung und in dem dichten Nebel, der täglich über dem Städtchen lagerte,

schien selbst der Flug der Schwalben, der leichtbeschwingten Luftschiffer, schwerfällig zu werden. Auf den Straßen waren nur wenig Leute zu sehen und diese wenigen trugen keinen Luxus zur Schau; man konnte mehr Mäntel als Ueberzieher, mehr Kopftücher als Hüte zählen. Pelzmützen wurden viel getragen und verbraucht, ebenso gelblederne, verschnürte Brieftaschen, massive goldne Siegelringe am Zeigefinger der linken Hand und kleine goldne Ohrringe in männlichen Ohren. Die Frauen waren groß, sauber und kurzleibig, manchmal schön, sehr oft hübsch, von außerordentlicher Fülle und lebhaftem, bläulich-rotem Kolorit der Wangen.

Außer den Buden der Obstverkäufer und Geflügelhändler gibt es dort nur wenige und ärmliche Kramläden und ein Wagen rollt nur alle Jubeljahre durch die Straßen. Meistens ist es dann eine alte, kotbespritzte Chaise eines Pächters oder Gutsverwalters, deren innere Ausstattung in reichlichem Stroh und einem guten Lammfelle besteht. Aber diese Wagen rollen mit fabelhaftem Gepolter, in fliegender Eile auf dem holprigen Straßenpflaster dahin und zeigen auf ihre Weise, daß sie geschäftig sind.

Nur ein Wagen macht eine Ausnahme.

Die Pächter und ihre Gevatterinnen, die sich auf den Straßen herumtreiben, schauen sich den Wagen genau an und erkennen ihn. Es ist ja die Chaise des „goldnen Hutes“, des ersten und, um aufrichtig zu sein, einzigen Gasthofes der Stadt. Gewiß, der Kutscher kommt vom Bahnhof, wo er die beiden Fremden, einen Herrn und eine Dame, abgeholt hat. Der Herr ist so, so; weder schön noch häßlich, weder jung noch alt. Die Dame hingegen ist jung und wäre auch sehr schön, wenn sie nicht so mager und so bleich wäre. Eine Frau, die sie ganz in der Nähe gesehen hat, versichert auch, daß sie sehr traurig aussieht und ganz schwarz gekleidet ist.

Die Fremden achten augenscheinlich nicht auf die Bewunderung, die sie erwecken. Der Herr scheint unruhig zu sein und blickt auf seine Begleiterin; diese aber sieht ihn nicht an, sondern starrt trüben Blickes auf die Straße.

Plötzlich hielt der Kutscher das Pferd an und sagte triumphierend, indem er mit der Peitsche auf ein nahes Haus wies: „Da ist's.“

Mit einem Satze war Celati aus dem Wagen, ging auf die andre Seite, wo die Dame saß, und legte die Hand auf

die Feder des Verdeckes. Ehe er es jedoch zurückschlug, schaute er in den Wagen.

„Marchesa!“ sagte er einfach.

„Sind wir angelangt?“ fragte Donna Bianca.

„Ja,“ antwortete Celati, „aber ich bitte Sie, überlegen Sie es sich noch einmal; noch ist es Zeit . . .“

Sie unterbrach ihn durch ein Lächeln; dann sagte sie: „Wollen Sie die Güte haben, das Verdeck zurückzuschlagen.“

Celati that es; sie stieg aus und ging, auf seinen Arm gestützt, dem vom Kutscher bezeichneten Hause zu.

Zu seiner Zeit mochte dieses Haus ein Palast gewesen sein und in seinen bedeutenden architektonischen Linien bewahrte es auch jetzt noch einige Spuren seiner einstigen Bestimmung. Aber jetzt . . . war es eine Baracke, ein Bienenkorb, ein Ameisenhaufen geworden. In dem feuchten, grasbewachsenen Hofe verrieten aufeinander gehäufte Steinblöcke, der Karren eines hausierenden Krämers und der widrige Geruch gegerbter Felle, daß das Kleingewerbe als neues Element in diese Räume gedrungen war und Besitz von ihnen ergriffen hatte. Das monumentale Treppenhaus war noch vorhanden, aber es war verräuchert, mit Spinnweben bedeckt und der prächtige breite Raum des ersten Podestes war zur Aufbewahrung von Zimmerholz benutzt worden. Magere, boshafte Katzen entflohen fauchend nach allen Seiten und aus einer Werkstatt im Erdgeschoß drang das kreischende Gekeife zweier Nachbarinnen.

Bianca blieb stehen und schaute sich verstört um.

„Celati,“ sagte sie mit erstickter Stimme. „Es kann nicht hier sein, es ist unmöglich!“

„Und doch müssen wir hier recht sein,“ antwortete der Graf, indem er ein Notizbuch hervorzog, dem er ein beschriebenes Blatt entnahm; Straße, Haus, Nummer, alles stimmte mit den Aufzeichnungen. Von Portier war keine Spur zu entdecken; an wen sollte man sich um Auskunft wenden?

„Warten Sie einen Augenblick,“ sagte Celati plötzlich. „Dort drüben am Ende des Bogenganges sehe ich einen Eingang, der in einen zweiten Hof zu führen scheint. Wollen wir's versuchen?“

Sie nickte und beide machten sich auf den Weg. Der Eingang führte wirklich in einen zweiten Hof, der kleiner, aber viel weniger schmutzig war als der erste. Er war nicht

ganz von Gebäuden umgeben, sondern auf zwei Seiten durch eine hohe Mauer geschlossen. Dem Eingang gegenüber führten drei Stufen zu einer mit grünen Vorhängen verhangenen Glasthür und zur Rechten derselben hing eine Tafel mit den Worten:

Privaterziehungsanstalt für Knaben

von

Professor Michele Moratti, Geistlicher.

Sie hatten sich nicht geirrt; in diesem Hause lebte der, welchen sie suchten.

Donna Bianca blieb zögernd stehen. Alle Geister der Vergangenheit schienen einen Augenblick lang in düsterer, grauenerregender Gestalt die friedliche Einsamkeit dieses Hofes zu bevölkern.

„Celati," rief sie fast unbewußt, „Celati!"

Er wandte sich, von unsäglichem Mitleid bewegt, mit dem Ausdruck höchster Achtung zu ihr und sagte: „Marchesa! Ich verstehe, wie schmerzlich dieser Augenblick für Sie sein muß. Sie hätten ihn hinausschieben können; und auch jetzt ist es noch Zeit, wenn Sie es nicht übers Herz bringen . . ."

„Nein!" sagte sie, indem sie weiter ging, „lassen Sie uns gehen."

Sie eilte voraus, und ehe Celati ihr zuvorkommen konnte, ergriff sie die Schnur des Glockenzuges und riß so heftig daran, daß die Glocke im Inneren des Hauses schrill und anhaltend läutete.

Bald hörte man auch schwere Schritte, die sich eilig der Thür näherten, und eine mürrische Frauenstimme brummte: „Zum Teufel, was gibt's denn? . . . Brennt's etwa?"

Das Weib, offenbar eine Magd, das jetzt die Thür öffnete, blieb regungslos, mit offnem Munde stehen, als sie die Fremden erblickte.

„Entschuldigen Sie," stotterte sie, „ich dachte, es wäre die Milchfrau."

„Don Michele Moratti?" fragte Celati.

„Er ist hier . . . er wohnt hier . . . er ist drüben und hält Stunde. . . . Treten Sie nur ein, ich rufe ihn gleich. . . . Himmel! . . . Die Schürze!"

Sie riß ihre Schürze ab, wischte sich in nervöser Hast

die Hände daran ab und warf sie in eine Ecke. Dann wandte sie sich zu den Herrschaften und bat sie, ihr zu folgen.

„Himmlischer Vater!“ murmelte sie, während sie ihnen in dem engen Gange vorausging. „Nun muß nicht einmal die Schwester von Don Michele zu Hause sein!“

Vor einer verschlossenen Thür blieb sie stehen, schloß sie auf und führte die Gäste in eine Art von kleinem Salon.

„Machen Sie sich's bequem hier ... es ist freilich nichts in Ordnung, weil die Frau nicht zu Hause ist und wir heute keine Besuche erwarten. ... O mein Gott, es ist nicht einmal Feuer im Kamin. ... Ich will gleich gehen und den Herrn rufen.“

„Wartet einen Augenblick,“ sagte Celati. „Wo ist Euer Herr?“

„Ja, ... wenn die Stunde aus ist ... versteht sich, es ist ja zwei Uhr. Nun dann wird er gerade in seinem Studierzimmer sein.“

„Wollt Ihr mich zu ihm führen? Ich wünsche mit ihm zu sprechen. Bringt ihm dies.“

Er reichte ihr ein Couvert mit einer Visitenkarte, auf welcher einige Worte geschrieben standen.

Die Magd nahm es, sagte: „Ich werd's besorgen,“ und ging.

„Und nun,“ sagte Celati, sich zur Marchesa wendend, „setzen Sie sich hier aufs Sofa und warten Sie ruhig. Ich werde, unsrer Verabredung gemäß, Don Michele den Brief meines seligen Freundes übergeben, und wir werden die nötigen Vorkehrungen treffen, damit Sie den Knaben sehen können, ohne daß jemand den wahren Zweck unsres Hierseins erraten kann. Fassen Sie Mut, Marchesa! Sie sind so bleich, ich fürchte, Sie haben sich erkältet.“

Die herzliche, liebreiche Besorgnis Celatis schien der Marchesa wohl zu thun. Sie lächelte dem Freunde zu und reichte ihm die Hand.

„Nein,“ erwiderte sie, „ich habe mich nicht erkältet. Es ist die Vergangenheit ... die Vergangenheit.“

„Ich verstehe Sie,“ versetzte Celati. „Aber Sie haben es über sich vermocht, Bruno diese Vergangenheit zu verzeihen, und der Beweggrund, der Sie herführt, ist so erhaben, so edel, daß er allein schon genügen muß, Sie zu stützen und Sie auf alles vorzubereiten, was ...“

„Ja, auf alles, Celati ... auf alles!“ unterbrach ihn die Marchesa.

Sie setzte sich aufs Sofa und blieb dort regungslos sitzen. Es war ein sonderbarer Anblick, diese vornehme Dame, so mager, so geheimnisvoll schön und in der tiefen Trauerkleidung der Witwe so geisterhaft bleich, in dieser ärmlichen Umgebung zu sehen.

Sie trug das Witwenkleid seit kurzem; vor einem Monat erst war Bruno zu Arcello in die Gruft seiner Väter gebettet worden.

„Da kommt die Magd wieder,“ sagte Celati.

Sie kam in der That eilig herbei, um zu sagen, daß der Herr natürlich sogleich kommen werde.

„Nein,“ flüsterte Bianca Celati zu, „nein.“

Er beruhigte sie durch einen Wink, dann nahm er seinen Hut und sagte entschieden: „Führe mich zu deinem Herrn.“ Er ging mit der Magd fort und Donna Bianca blieb allein. Sie bedurfte der Einsamkeit! Einen Augenblick lang lehnte sie sich ins Sofa zurück und versenkte sich in den Gedanken, daß sie in wenig Minuten ihren Sohn sehen werde. Das Mutterherz pochte so ungestüm, als wolle es zerspringen; es war nicht Schmerz, es war eine stärkere, gewaltsamere Empfindung, die, wenn sie lange angehalten, sie vielleicht getötet hätte.

Ein schwerer Schritt, der sich der Thür näherte, rief Bianca die Rolle ins Bewußtsein zurück, die sie hier zu spielen hatte. Die unglückliche Frau richtete sich auf und saß steif und starr, als ob sie nach den Vorschriften der strengsten Etikette das Erscheinen eines Königs erwarte.

Die Magd trat ein, ohne anzuklopfen, indem sie die nur angelehnte Thür mit dem Fuße aufstieß. In der Hand hielt sie einige Holzscheite und ein Reisigbündel; sie schichtete dieselben geschickt im Kamine auf, zündete sie an und bald loderte eine lustige Flamme empor.

„So,“ sagte das Weib mit augenscheinlicher Befriedigung, „jetzt ist's gethan! Und nun,“ fügte sie hinzu, indem sie einen Stuhl ans Feuer stellte, „wollen Sie sich nicht gefälligst wärmen?“

Donna Bianca hatte nicht die Kraft, sich zu erheben. „Nein, danke,“ antwortete sie, „ich sitze hier ganz gut ... mich friert nicht.“

„Nicht?“ fragte die Magd zweifelnd. „Ich dacht' es, weil Sie ein wenig blaß sind. Fühlen Sie sich nicht wohl? ... Soll ich Ihnen eine Tasse Kaffee auf der Maschine machen? ...“

„Ich danke,“ versetzte Bianca, indem sie zu lächeln versuchte. „Ich bin wohl und bedarf nichts.“

Die Magd drang nicht weiter in sie, aber sie rührte sich nicht von der Stelle. Sie fühlte wohl dunkel, daß sie eigentlich fortgehen müsse, aber eine quälende Neugier hielt sie wie angenagelt auf ihrem Platze fest. Der Anblick dieser fremden Dame übte eine mächtige Wirkung auf sie aus; sie war von ihr ganz bezaubert und vermochte ihre runden, hellen, ehrlichen Augen nicht von ihr abzuwenden.

Sie selbst aber hatte für den fremden Gast unbewußterweise einen gewaltigen Reiz. Donna Bianca betrachtete ebenfalls begierig und mit sehnsüchtigem Interesse das Weib, das ihren Sohn täglich sah und ihr alles von ihm hätte sagen können; doch sie wagte keine Frage an sie zu richten und so schauten sich die beiden verschüchtert, verlegen und unschlüssig an.

Endlich faßte Tognina, die Magd des Priesters, zuerst Mut und entschloß sich schüchtern, zu fragen: „Entschuldigen Sie ... sind Sie vielleicht ... die Mama von einem unsrer Jungen?“

Hätte der Blitz unvermutet zu Biancas Füßen eingeschlagen, so hätte sie dies nicht furchtbarer überraschen können, als diese im Munde der Magd so einfache und natürliche Frage. Eine Sekunde lang besann sie sich, was sie antworten sollte, und in dieser Sekunde fühlte sie sich zum erstenmal durch ihren verhängnisvollen Schwur grausam gebunden. Aber sie hatte ja nicht einmal das Recht, sich zu bedenken; es gibt Fragen, auf die man sogleich antworten muß.

„Nein,“ sagte sie laut und deutlich; dann wiederholte sie: „Nein ... während sie fühlte, wie sich ihr Haupt, das stolze Haupt der großen Dame, vor dem schüchternen, offnen Blick der Magd beugte.

Diese bemerkte nichts; sie war so sehr verwundert. Wer war denn diese Dame, wenn sie nicht die Mutter eines der Knaben war?

„Ich hätt' mir's denken können,“ rief sie endlich, „ich meinte nur, es könnte vielleicht eine Mama von auswärts sein, denn von hier kenne ich alle. Sie kommen jeden Donnerstag in diesen Saal und da sollten Sie 'mal sehen, wie's nachher drin aussieht mit all den Kastanien und dem andern Zeug, das sie mitbringen.“

„Ach! ...“ stammelte Bianca, „ach! ... Und ... seid Ihr schon lange hier im Dienst?“

„Zu Ostern wird's vier Jahre. Vorher war ich bei einem Kanonikus . . .“

„Also,“ unterbrach sie Donna Bianca, „also kennt Ihr alle Knaben, die hier sind?“

„Ob ich sie kenne?“ antwortete die Magd verwundert und in herzliches Lachen ausbrechend, „ob ich sie kenne, fragen Sie? Es sind ihrer etliche zwanzig, aber meiner Seele, ich könnte Ihnen alles von A bis Z von den Jungen erzählen. Und wenn ihre Mütter wissen wollen, ob sie nicht Hunger leiden, ob sie nicht weinen, ob man sie nicht mißhandelt . . . wen fragen sie dann heimlich? . . . Mich fragen sie, weil sie wissen, daß ich aufrichtig bin.“

„Und was antwortet Ihr?“ fragte die Marchesa, „nicht wahr, Ihr sagt die Wahrheit? . . . Also . . . hungern sie wohl manchmal . . . werden vielleicht . . . ein wenig streng gehalten. . . . Aber nicht wahr, man mißhandelt sie nicht?“

„Nein, das nicht!“ antwortete Tognina mit großem Nachdruck. „Wann man sagte, sie würden mißhandelt, so wäre das eine Lüge, für die man hundert Jahre im Fegefeuer braten müßte. Sie bekommen genug zu essen und zu trinken . . . natürlich keine Delikatessen; aber es sind ja auch keine Prinzen, und unsre Kinder haben es sicher nicht so gut. Was die Strenge anlangt, da läßt freilich Don Michele nicht mit sich spaßen und auch die Signora Veronika hilft ihm . . . die Jungen im Zaume halten, denn sehen Sie . . . sonst . . . . gäbe es eine . . . Republik. So wird denn manchmal einer gestraft . . . 'mal am Ohr gezogen, oder es setzt zu rechter Zeit eine Kopfnuß. Denn Don Michele ist wohl herzensgut und im Stundengeben gescheit, wie nicht leicht ein andrer; aber er ist hitzig, wissen Sie, und parieren müssen die Buben. Und gewisse kleine Schlingel kennen seine schwere Hand, das kann ich Sie versichern.“

„Und wer sind diese Schlingel?“ murmelte Donna Bianca mit erstickter Stimme. „Wie heißen sie?“

„O, es sind ihrer fünf oder sechs. . . . Die muß man streng halten. . . . das versichere ich Sie . . . Freilich, wilde Teufel sind sie alle, die Guten wie die Schlimmen. Sie sollten sie 'mal sehen, wenn sie sich ins Zeug legen. Oh, apropos . . . jetzt werden sie gleich zur Freistunde herauskommen. Wollen Sie die Kerlchen sehen?“

„Ich?“ rief Bianca zusammenzuckend. „Ich? Wo, wie, jetzt?“

„Ja, jetzt; Sie werden hören, was für Lärm sie im Hofe machen. Setzen Sie sich hierher ans Fenster, Sie werden seh'n, was für kleine Teufel es sind."

Bianca erhob sich, plötzlich neubelebt; sie ging zum Fenster, sank auf den Stuhl, den die Magd ihr bereitgestellt, und blickte, die Stirn an die Scheiben gepreßt, ins Freie hinaus.

Sie sah nur einen ziemlich großen Hof, in welchem einige kahle Akazien und zwei Steinbänke standen.

„Haben Sie einen Augenblick Geduld," sagte die Magd, „und Sie werden sehen."

Bianca hatte Geduld; sie wartete und sah. . . . Sie sah, wie sich plötzlich ein Pförtchen an der Seite des Hofes öffnete, und hörte unruhige Kinderstimmen, übertönt von einer ärgerlichen, alten Männerstimme, die zur Ruhe mahnte. Dann erscholl ein Rufen und Schreien, ein lustiges Aufkreischen, durchdringend wie der Schrei der Schwalben, wenn sie spielend die Luft durchschneiden. Dann sah sie in der offnen Thür ein Gewühl von Köpfchen, ein Gedränge kleiner Gestalten, deren jede sich bemühte, zuerst die Schwelle zu überschreiten, und endlich das Herausstürzen einer Menge kleiner Knaben, die, außer sich vor Freude, gleich einem wilden Heere in den Hof drangen.

Zuerst vermochte Bianca nichts zu unterscheiden. Die Kinder zerstreuten sich und sammelten sich wieder mit schwindelerregender Geschwindigkeit, als ob sich die Rückwirkung der erzwungenen Unbeweglichkeit auf der Schulbank in einem wahnsinnigen Bedürfnis nach Bewegung kundgebe. Ihre Blicke folgten diesen wilden Bewegungen, während sie, verzweifelt über die typische Aehnlichkeit, die auf den ersten Blick eins dieser Kinder gleich dem andern erscheinen ließ, mit herzzerreißender Angst zu erraten suchte, welcher dieser Knaben ihr Kind sei.

Plötzlich fühlte sie ihr Blut zu Eis erstarren und ihren Kopf wie Feuer brennen; jede Faser ihres Körpers zuckte und ein Schrei drängte sich auf ihre Lippen. Sie hatte ihn erraten, hatte ihn mit unumstößlicher Gewißheit erkannt. Dieser blonde, weiße, zarte Knabe, der soeben jauchzend auf die Bank sprang, dieser und kein andrer war ihr Sohn.

„Nun?" fragte die Magd gutmütig. „Was sagen Sie dazu, machen sie nicht einen schönen Lärm? Schauen Sie

'mal den Jungen dort an; den mit dem roten Gesichte ... das ist der Schlimmste von allen; es ist der Sohn des Apothekers an der Straßenecke draußen."

„So? Und wer ist der da?" sagte Bianca, indem sie aufs Ungefähr auf einen andern Knaben wies.

„Der? Warten Sie 'mal. O, der ist reicher Leute Kind; seine Mama kommt im Wagen gefahren, wenn sie ihn besucht. Sie ist die Witwe eines Pächters aus dem Unterlande."

„Und jener dort?"

„Das ist der Sohn des Steuereinnehmers, und der andre, der so gelb aussieht, gehört dem Fleischer. Auch der hat Geld, aber er ist eselsdumm und boshaft wie der Satan."

„Und jetzt sagt mir ..." begann Bianca, aber sie vermochte nicht weiter zu sprechen und zeigte nur mit dem Finger auf den Knaben.

„Oh," sagte die Magd freudig, „Sie meinen den kleinen Blondkopf? Der ist auch ein kleiner Schelm ... aber sehr fleißig und gescheit. ... Der, ach, der gehört niemand."

„Der gehört niemand!" Der Schlag traf! Aber Bianca empfing ihn, ohne zu zucken. Sie schaute noch immer zum Fenster hinaus, doch einen Augenblick lang sah sie nichts mehr.

„Jawohl," fuhr die Magd in geheimnisvollem und vertraulichem Tone fort. „Er ist schon seit vier Jahren hier, er war noch ganz klein, als er herkam. Ein Bankier zahlt die Pension für ihn, aber von Verwandten hat man hier noch nichts zu sehen bekommen. Die Leute sagen ... genug. ... Man muß wahrlich schlimmer wie 's liebe Vieh sein, um sein eigen Fleisch und Blut so zu verlassen. Indessen ist er hier wie zu Hause und wir alle haben ihn lieb: Don Michele, die Sora Veronika und ich. Ich hab' ihn gepflegt, als er's Scharlachfieber hatte."

„Und ist er artig?" fragte Donna Bianca, „ist er ... vergnügt?"

„Ei ... das versteht sich. ... Er ist ein bißchen naseweis und möchte mehr haben als die andern ... er ist manchmal ein bißchen übermütig, während doch ... das arme Kerlchen ..."

Sie brach plötzlich ab, denn die Thür ging auf und Celati trat mit Don Michele ein und suchte Donna Bianca mit den Augen.

Die Marchesa hatte nicht die Kraft, den Herren entgegenzugehen, aber Celati stellte ihr sogleich den alten Priester vor

und dieser verneigte sich tief vor ihr; sein gutes, ehrliches Gesicht trug den Ausdruck grenzenloser Bewunderung.

Bianca erriet, daß er sich noch unter dem unmittelbaren Eindruck von Celatis Bericht befinde, daß er, indem er sich so tief vor ihr neige, dem Opfermut und der Selbstverleugnung der verratenen Gattin seine Huldigung darbringe, und zum zweitenmal im Verlauf weniger Minuten beugte sie verzweifelnd das Haupt und . . . schwieg.

Der gute Geistliche war in der That von dieser Dame, die so edel und großmütig und, um es gerade heraus zu sagen, so ganz verschieden im Aeußern von den Frauen war, die sonst sein Sprechzimmer besuchten, tief beeindruckt. Auch war seine Verlegenheit nicht weniger sichtlich als seine Bewunderung.

„Die Signora wünschen," stotterte er, während er nervös die Hände ineinanderschlang, „die Anstalt zu besichtigen, nicht wahr? . . . Natürlich . . . stehe ich ganz zu Ihren Diensten. O mein Gott . . . ich hätte nie eine solche Ehre erwartet."

Die Magd war am Fenster stehen geblieben und hörte mit offnem Munde die Komplimente ihres Dienstherrn an; sie hatte ihn nie so höflich gesehen. Potztausend! Am Ende war die Dame gar eine Inspektorin? Alle Heiligen! Und sie hatte ihr gesagt . . . !"

„Aber wie?" . . . rief der Priester, „man hat Ihnen keine Erfrischung gebracht? . . . Keine Limonade? . . ."

„Sie wollte nichts," unterbrach ihn die immer mehr erschreckte Tognina. „Aber wenn sie jetzt will; in einer Minute ist's gethan."

„Nein, danke," erwiderte die Marchesa, „ich bedarf nichts. . . . Aber," fuhr sie zu Don Michele gewendet fort, „wenn es Ihnen recht ist . . ."

„O gewiß; ich stehe ganz zu Befehl."

„Nun, dann lassen Sie uns gehen," versetzte die Marchesa, fast ungestüm aufstehend.

Die Besichtigung dauerte nicht lange. Die Anstalt war ziemlich ärmlich, sie wurde nur von einigen zwanzig Knaben aus den Reihen wohlhabender Kleinbürger besucht. Das Lehrerpersonal beschränkte sich auf Don Michele und zwei Hilfslehrer, und die kleinsten der Schüler unterrichtete die Schwester des Direktors. Die Erziehung erwies sich fast spartanisch, in dem strengen Ausschluß alles dessen, was nicht durchaus unentbehrlich war; die sehr kalten Räume besaßen

nicht die geringste Heizvorrichtung, und aus allem ging hervor, wie niedrig die Ansprüche und Ziele der Familien waren, die ihre Kinder hier erziehen ließen.

Donna Bianca hörte, ohne sie zu vernehmen, die weitläufigen Erklärungen des Direktors an, aber sie verschlang währenddem mit ihren Blicken die nackten Mauern, die ärmlichen Räume, wo Alberto unter einer Menge gewöhnlicher Knaben gelebt hatte; und er war mit vier Jahren hierher gekommen, in einem Alter, wo andre Knaben noch im weichen, warmen Neste des Elternhauses bequem ruhen und ausschließlich der Mutter angehören.

„Jetzt," sagte sie dann gebieterisch, während es in ihren Augen plötzlich hell aufleuchtete, „jetzt will ich ihn sehen."

Um den Bestimmungen gerecht zu werden, die Bruno hinterlassen hatte, und dem Kleinen keine Auszeichnung zu gewähren, an welche er sich später hätte erinnern können, war ausgemacht worden, daß er nebst den drei andern Schülern gerufen werde, die gleich ihm die Ehre gehabt hatten, bei der letzten Prüfung einen Preis zu erhalten. Die vier Knaben traten demnach zusammen in das Studierzimmer des Direktors, wo die Marchesa, die in diesem Augenblicke alle ihre Energie zusammenraffte, in dem bequemen Lehnstuhle des Geistlichen am Schreibtische saß.

Don Michele stellte ihr die vier Knaben vor. Der erste hieß Santo Perotti, der zweite Gaëtano Merlo, der dritte Ambrogio Carrochio und der vierte . . . Alberto Stranieri!

Donna Bianca lächelte Santo Perotti, Gaëtano Merlo und Ambrogio Carrochio zu und küßte, eins nach dem andern, diese höchst alltäglichen Kindergesichter, um sich dadurch das Recht zu erkaufen, einem andern Kinde zuzulächeln und seine Wangen zu küssen. Aber als der schrecklichste Augenblick dieses Tages gekommen war, als ihr Sohn unbefangen und ahnungslos vor ihr stand, konnte Bianca ihm zuerst weder zulächeln, noch ihn küssen. Kalter Schweiß trat auf ihre Stirn; ihr war, als gehe von diesem zarten, weißen Gesichtchen eine tödliche Kälte aus, als wehe ihr der eisige Hauch eines Grabes entgegen, dem es soeben entstiegen.

Ach, er sah Stanis so furchtbar ähnlich! Er hatte sein großes, wunderbares, blaues Auge, seinen heiteren Blick und sein eigentümlich trauriges Lächeln. Das Oval des kleinen, von hellblonden Haaren umrahmten Gesichtchens war entschieden slawisch und seine Gesichtsbildung unterschied sich von der

der andern Knaben, wie er sich von ihnen auch durch den lebhaften, geistvollen Ausdruck des Mundes, die Feinheit und außerordentliche Beweglichkeit der Züge und eine unbeschreibliche Vornehmheit der Erscheinung unterschied.

Plötzlich und ungestüm erstand die Vergangenheit in Biancas Herzen. Sie sah Stanis wieder und liebte ihn einen Augenblick lang in dem ahnungslosen Lächeln ihres Sohnes mit der alten, verzehrenden Leidenschaft. . . .

Und sogleich liebte sie auch diesen Knaben, der sie wie eine Fremde anschaute, liebte ihn mit der ganzen Innigkeit ihres Mutterherzens, wie sie ihn schon einmal in jenem Asyl geliebt, wo sie ihm das Leben gegeben hatte.

Ein unsäglicher Stolz, eine wilde Freude über diese Auferstehung ihrer Liebe brach sich Bahn in ihrem Herzen. Gierig streckte sie die Hände nach dem Knaben aus, zog ihn an sich und küßte ihn, während Celati und Don Michele sich zartfühlend abwandten und, einige Worte wechselnd, ans Fenster traten. Die lechzenden Lippen Biancas lagen noch immer wie festgebannt auf der frischen Wange des Kindes, und indem sie es küßte und wieder küßte, mußte sie sich zurückhalten, es nicht zu beißen, wie der Verschmachtende in wütender Gier in den Rand des Gefäßes beißt, aus dem ihm tropfenweise das belebende Naß gereicht wird. Und als sie ihre Lippen endlich gewaltsam von dieser Wange löste, war ihr, als ob ihr die Lebensluft entzogen werde, als ob sie ohne das berauschende Entzücken, das ihr dieser Augenblick geboten, ohne die dauernde Empfindung dieses völligen Vergessens und leidenschaftlichen Wiedererfassens der Vergangenheit nicht weiterleben könne.

Aber sie beherrschte sich. Ohne das Kind aus ihren Armen zu lassen, fragte sie es mit leiser, zitternder Stimme, während sie es mit heißen Blicken verschlang: „Wie heißt du?"

„Alberto," antwortete der Knabe, ebenfalls leise.

O! . . . Seine Stimme, die süße Kinderstimme, mit ihrem weichen Klange!

„Und . . . und . . . wie alt bist du?"

Das Kind zauderte einen Moment unschlüssig, dann zuckte es die Achseln und sagte: „Ich weiß nicht."

„Du hast einen Preis bekommen, nicht wahr? Du bist brav gewesen? Du lernst gern?"

Sie sprach rasch, weil sie den Augenblick nahe fühlte, wo ihr die Stimme versagen und sie in Schluchzen ausbrechen werde.

Der Knabe neigte in einem Anfall von plötzlicher Schüchternheit den Kopf.

„Und . . . kennst du mich?“ fragte die unglückliche Mutter.

„Nein,“ antwortete das Kind lächelnd.

Sie schauten sich gegenseitig an. . . . Sie betrachtete ihn mit schmerzlicher Innigkeit, er sie mit Neugierde, die sich nach und nach fast in Furcht verwandelte. Zum Glück zog jedoch die Kreppschleife am Hute Donna Biancas die Aufmerksamkeit des Knaben auf sich. . . . Wie sonderbar war doch dieses schwarze, durchsichtige Ding, durch das man die weiße Haut des Halses schimmern sah!

Bianca fühlte, daß die Zeit verstrichen sei, die ihr vergönnt war, daß der Unterschied zwischen diesem Gespräch und dem, das sie mit den andern Kindern geführt hatte, zu merklich wurde. Es trieb sie, ihr Kind noch einmal zu küssen, aber sie hatte nicht den Mut, sich dieser Gefahr auszusetzen, denn sie fühlte, wie die Mutterliebe immer mächtiger in ihr wurde und sie zu überwältigen drohte . . . und das durfte nicht sein. Sie biß sich auf die Lippen, daß sie bluteten . . . und ließ das Kind aus ihren Armen.

Aber der Knabe wagte nicht, sich von der Stelle zu rühren, und sie vermochte nicht, ihn gehen zu heißen.

„Celati!“ rief sie mit bebender Stimme. „Celati!“

Er wandte sich zu ihr, erriet oder glaubte zu erraten, was sie bewege, und gab Don Michele verstohlen einen Wink.

„Heda, ihr Buben!“ rief dieser sogleich.

Die Knaben folgten gehorsam seinem Rufe und Alberto entfernte sich rasch und vergnügt von der Marchesa, wie ein Vögelein, das lustig davonflattert.

Bianca erhob sich. Nein . . . es war unmöglich . . . sie mußte ihn um jeden Preis noch einen Augenblick länger sehen. Und wie ein Blitz durchzuckte sie der wahnwitzige Gedanke, dem Kinde nachzueilen, es zu erfassen, mit ihm zu fliehen, weit . . . weit fort und in einem entlegenen Winkel der Erde einsam mit ihm zu leben und zu sterben.

Der Direktor veranlaßte die Kinder nicht, sich von der fremden Dame zu verabschieden, sondern verließ eilig mit ihnen das Zimmer, während Celati sich der Marchesa besorgt näherte, und als er sah, daß sie sich erhob, ihr die Hand reichte und bittend sagte: „Warten Sie einen Augenblick, lassen Sie die Kinder erst hinausgehen. Sie haben

schon so viel gelitten, Sie haben sich wahrhaftig groß gezeigt. . . . Sie haben . . .“

Sie unterbrach ihn durch einen finsteren Blick, dann brach sie in Lachen aus, nahm die dargebotene Hand und drückte sie krampfhaft.

„Ja,“ stammelte sie, „ja, Sie haben recht. Das heißt, nein, Sie haben unrecht; ich habe nicht genug gelitten.“

Damit setzte sie sich von neuem, neigte langsam das Haupt auf den Schreibtisch und blieb in dieser Stellung, bis Don Michele zurückkehrte.

Er kam allein und richtete kein Wort an die Marchesa. Als sie sich aber von ihm verabschiedete, nahm er mit einer unwillkürlichen Bewegung, errötend wie ein Knabe, ihre Hand und küßte sie, was Bianca lächelnd geschehen ließ. Don Michele blieb auf der Schwelle seines Hauses stehen und schaute dem Wagen nach, der sich im Nebel verlor. Die widerstreitendsten Gedanken gingen währenddem durch seinen dicken, dichtbehaarten Kopf. Was für ein edles Weib! Und dennoch mußte die Erbitterung noch stark in ihr sein; einen Augenblick lang, als sie das Kind küßte, hatte er für dasselbe gefürchtet. Wer weiß, wie es dem armen Kleinen ergehen würde! Freilich hatte der Herr gesagt, sie habe die Absicht, ihn unter ihren Augen erziehen zu lassen. . . . Aber es that ihm so leid, daß der Knabe fortging. . . . Sie waren alle dem kleinen Schelm gut, der nie in die Ferien gegangen war, den sie immer um sich gehabt hatten. . . . O, diese großen Herren, diese Vornehmen, mit ihren Launen und ihren Lastern! . . .

Und nebenbei hatte er nun auch einen Pensionär weniger, gerade jetzt, in dieser teuren Zeit!

Er kratzte sich philosophisch den Kopf, und da er bemerkte, daß auf der Straße nichts mehr als der Nebel zu sehen war, ging er verdrießlich ins Haus zurück, um der Tognina den Kopf zu waschen, daß sie nicht, wie sich's gehört hätte, zur rechten Zeit Kaffee gebracht hatte.

Siebzehntes Kapitel.

Der Zug langte schnaubend vor dem kleinen Bahnhofe an, hielt einen Augenblick und fuhr sogleich wieder ab, einen einzigen Reisenden auf dem Perron zurücklassend, der rasch und für einen sechzigjährigen Mann mit großer Gewandtheit einem Wagen erster Klasse entstiegen war.

Jetzt stand er vor dem Gitter, einen Handkoffer in der Rechten tragend, und sah nach dem jenseitigen Perron hinüber.

Ein älterer Bedienter in grauer Alltagslivree kam aus dem Wartesaale des Bahnhofs und sprach den Reisenden an: „Willkommen Herr Graf! Haben Sie eine glückliche Reise gehabt?"

„Danke; eine sehr glückliche. Ist alles wohl in Arcello?"

„Sehr wohl. Die Frau Marchesa sendet Ihnen Grüße und Don Febo läßt Ihnen sagen, er habe Sie selbst abholen wollen, hätte aber mit dem Verwalter in Geschäften über Land gehen müssen. Wenn es Ihnen beliebt, Herr Graf, der Wagen hält draußen."

Celati und der Diener verließen den Bahnhof und saßen bald in einem leichten, eleganten Kabriolett. Celati lehnte sich bequem in seine Ecke zurück und überließ sich mit feiner Genußfähigkeit, die nicht allen Menschen seines Alters vergönnt ist, den Eindrücken der köstlichen Fahrt, des schönen Sonnenscheins und der idyllischen Landschaft.

Plötzlich horchte er auf. Dort unten vom Westen her hörte man den dumpfen Widerhall eines gewaltigen Getöses, der sich bis in die nahen Thäler fortpflanzte. Wäre der Himmel nicht so wolkenlos und der Horizont so klar gewesen, so hätte man es für Donner halten können, der in der Ferne grollte.

Während zehn Minuten ungefähr blieb alles still, dann wiederholte sich der Lärm mehrere Male in langen Zwischenräumen. Celati warf dem Kutscher einen fragenden Blick zu.

„Sie schießen mit Kanonen dort unten im Lager von Somma," antwortete dieser. „Sie treiben's schon den ganzen Monat so. . . . Aber das ist heute noch gar nichts, Sie sollten den Lärm hören, wenn großes Manöver ist. Nächste Woche soll wieder eins sein; man sagt, der König werde dazu herkommen."

Ein stärkerer Donner erscholl und die Luft trug den Schall hell und deutlich bis zum Wagen.

„Sehen Sie," sagte der Kutscher, indem er mit der Peitsche auf das Pferd zeigte, „die Liese merkt nicht 'mal was davon, während es mir durch Mark und Bein geht . . . aus guten Gründen. . . . Und doch ist's was gar Schönes, die Kanonaden zu hören und zu wissen, daß unsre Leute schießen und nicht die weißröckigen guten Freunde von Anno dazumal; Sie wissen schon, wen ich meine. . . . Ja, sehen Sie, ich bin im Jahre 59 auch mit dabei gewesen; da sind gar viele von uns mitgegangen, trotz dem guten sel'gen Herrn, dem's gar nicht recht war, aber ich hätte den sehen mögen, der uns Wildfänge hätte zurückhalten können! . . . Und außerdem war ja auch der Doktor da, der Gemeindearzt. Verzeihen Sie, haben Sie vielleicht den seligen Doktor Ferri gekannt?"

„Nein," antwortete Celati. „Ich erinnere mich nicht."

„Ja freilich! Sie können ihn ja gar nicht gekannt haben. Es fuhr mir nur so heraus, weil er auch ein Hausfreund der Herrschaft war. Nun sehen Sie, der Doktor war ein Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte. Man mußte ihn nur predigen hören, wenn er von Italien, Freiheit und Unabhängigkeit sprach . . . und als er sah, daß es Ernst wurde, da ließ er alles im Stich, zog trotz seines Alters mit ins Feld und nahm mich mit. Wir marschierten mit den Piemontesen. Ich schlug mich, und er nicht; ich brachte so viel Leute um, als ich konnte, und er heilte so viel Verwundete als ihm möglich war, und dennoch — so spielt das Schicksal — kam ich heil davon und ihn . . . traf eine Kanonenkugel bei Palestro."

Der Kutscher schwieg und peitschte heftig auf das Pferd los, das, durch die unverdiente Strafe erschreckt und gereizt, so wild wurde, daß er genötigt war, seine ganze Aufmerksamkeit den Zügeln zuzuwenden.

„Sind viele Gäste in der Villa?" fragte Celati, als das gute Tier seinen gewöhnlichen, maßvollen Trab wieder angenommen hatte.

„Nein, Herr Graf! Im September war Herr Guaretti und ein paar Freunde des Herrn Marchese bei uns, aber jetzt ist nur die Frau Herzogin di Monte mit ihrer Tochter da, sie sind am Dienstag angekommen."

Ein neuer Kanonenschuß rief Celati das frühere Thema des Gespräches und den Kanonenschuß zurück, der den armen

Doktor Ferri getötet hatte. Vergebens befragte er seine Erinnerungen, er konnte sich nicht entsinnen, den Namen Ferri im Hause d'Arcello gehört zu haben. Und doch hatte der Kutscher gesagt, daß der Doktor ein Hausfreund gewesen sei, und Celati wußte aus Erfahrung, wie treu man in der Familie d'Arcello an seinen Freunden hing.

Der seltsame Auftrag, den ihm sein Freund auf dem Sterbebette anvertraut, hatte ihm Gelegenheit geboten, Bianca von einer neuen Seite kennen zu lernen. Ihre großartige Selbstverleugnung, das würdige Schweigen, die nimmer müde Großmut, die sie vom ersten Augenblicke an bewiesen, hatten sich nie verleugnet. Der Stolz der beleidigten Gattin war vollständig der aufrichtigen Barmherzigkeit der Witwe gewichen. Sie hatte mit unerschütterlicher Festigkeit die übernommenen Verpflichtungen streng erfüllt, hatte in jeder Weise für den Unterhalt und die Erziehung des Kindes gesorgt, dessen Dasein für sie die größte Beleidigung war, welche die Liebe und Würde der Gattin zu ertragen vermag. Sie hatte niemals die Vorschriften Brunos überschritten, in keiner Weise die drakonische Strenge seiner Verfügungen gemildert. Alberto Stranieri hätte nie ahnen können, daß er in irgend einer verwandtschaftlichen Beziehung zu der Familie d'Arcello stehe. Und als durch einen jener seltsamen Zufälle, welche bestimmend auf das Geschick des Menschen einwirken, Febo d'Arcello in der Schule mit einem Knaben Namens Alberto Stranieri zusammentraf und, angezogen und beherrscht von dessen lebhaftem, verwegenem und außerordentlich heiterem Charakter, der das vollkommenste Gegenteil seiner eignen ruhigen, schüchternen und etwas schwachen Gemütsart war, mit demselben die innigste Freundschaft schloß, war die Marchesa mutig und edel genug gewesen, sich diesem Bunde nicht zu widersetzen.

Sie ließ diese Freundschaft zu, ohne sie zu ermutigen, und der prächtige Blondkopf, der intelligente, willensstarke Waisenknabe, den jedermann liebte, erschien in dem fröhlichen Kreise der kleinen Freunde Febos. Die Marchesa hatte die Bestimmung getroffen, dieselben jeden Donnerstag im Palast d'Arcello bei sich zu sehen, und die Knaben träumten die ganze Woche von diesem Besuch, von dem reichen „Lunch" und den herrlichen Spielsachen, die zu ihrer Verfügung standen, vor allem aber von der Mutter Febos, der schönen, stets schwarz gekleideten Dame, die ihre Spiele leitete, sich mit jedem ihrer kleinen Gäste beschäftigte und jedem mit ihrer leisen, süßen

Stimme ein freundliches Wort sagte. Viele dieser Kinderfreundschaften hatten sich im Laufe der Jahre gelöst, aber die heitere Herrschaft, die Alberto über Febo ausübte, behauptete sich, wie in den Kinderjahren, so auch im Jünglingsalter.

Sie hatten fast immer denselben Studien obgelegen, aber infolge des schärferen Verstandes und größeren Fleißes, den Alberto zeigte, hatten beide bald sehr verschiedene Erfolge zu verzeichnen. Dies that jedoch ihrer Freundschaft keinen Eintrag; Febo war so gut und Alberto so großmütig. Später waren sie zusammen in die Kriegsschule eingetreten. Der junge Marchese hatte indes der militärischen Laufbahn, die für seine etwas zarte Gesundheit nicht geeignet war, nach einigen Jahren entsagt, während sein Freund, der eine leidenschaftliche Vorliebe für den Kriegerstand und große Neigung zur Mathematik hatte, in kurzer Zeit ein flotter Artillerielieutenant wurde. Der innige Verkehr der beiden Freunde hatte auch aus der Ferne fortbestanden; sie schrieben sich häufig und die Marchesa ließ sich immer genau von allem unterrichten, was den Freund ihres Sohnes betraf. Was für ein herrliches Weib war diese Marchesa! Welch echte Dame, welche Mutter, welche Heldin an Tugend und Selbstverleugnung! Und zu denken, daß, wenn sie gewollt hätte! . . .

Celati entsann sich noch sehr wohl der Art und Weise, mit der sie nicht gewollt hatte . . . seine Hand annehmen. Dies war drei Jahre nach Brunos Tode gewesen. Er hatte ihr einfach gesagt: „Ich habe Ihnen schon einen so großen Teil meines Seins geweiht . . . warum wollen Sie nicht auch meinen Namen annehmen? . . .“ Aber sie hatte traurig und liebreich, doch mit Würde, seinen Antrag abgelehnt, ohne daß dies im geringsten ihrer Freundschaft, noch der ruhigen Herzlichkeit ihres Umgangs Abbruch gethan hätte.

Celati hatte nie wieder davon gesprochen, er dachte nur noch manchmal daran. Er hatte sich eingestanden, daß seine Hoffnungen zu kühn gewesen, begnügte sich mit der Rolle, die ihm Bruno zugewiesen hatte, und war glücklich, der unvergleichlichen Frau, die in seinen Augen das Ideal aller weiblichen Tugenden war, in irgend welcher Weise nützlich sein zu können.

Während der Graf diesen Gedanken nachhing, hatte man das Ziel der Fahrt fast erreicht. Das Dorf d'Arcello war schon deutlich zu sehen, und wenn man auch die Villa, die in einer Einsenkung des Bodens lag, noch nicht gewahren konnte,

so sah man doch auf dem Hügel des Gartens den Giebel des Châlet goldig in der Sonne schimmern.

Plötzlich hielt der Kutscher den flotten Trab des Pferdes an und zeigte auf zwei Damen, die den Weg von der Pfarrkirche herabkamen und im Begriffe waren, in die Landstraße einzubiegen.

„Schauen Sie 'mal, Herr Graf, wer da unten geht?"

„Wer denn?" fragte Celati, dessen Gesicht durch das Alter etwas geschwächt war, indem er scharf nach der bezeichneten Stelle blickte.

„Die Frau Marchesa uud Donna Grazia, sie kommen aus der Kirche."

„Hole sie rasch ein und dann halte; ich werde absteigen und die Damen nach Hause begleiten."

Der Kutscher gehorchte und eine Minute später hielt der Wagen plötzlich an. Celati sprang heraus und fröhliche Grüße flogen zwischen ihm und den Damen hin und wider.

„Hierher," sagte die Marchesa, „hierher Celati; wir wollen Sie in die Mitte nehmen."

Die beiden Damen nahmen ihn in die Mitte und er schritt zwischen ihnen, bald nach rechts, bald nach links blickend, als wolle er ein Urteil fällen oder einen Vergleich anstellen. Und doch konnte zwischen rechts und links kein Vergleich stattfinden, denn die rechte Nachbarin war fünfundvierzig, die linke neunzehn Jahre alt.

Und diese neunzehn Jahre waren Donna Grazia in einer Weise verflossen, wie sie nicht allen Mädchen gegönnt ist. Sie hatte jene köstlich reine Jugend genossen, die kein Kummer getrübt, kein Unglück mit seinen dunkeln Schwingen gestreift hat, eine Jugend, die mit weiser Sorgfalt eifersüchtig bewacht, vor jeder frühreifen Leidenschaft, jeder schädlichen Erschöpfung der Phantasie bewahrt blieb. Eine gesunde, starke, reine Jugend, die das Geheimnis einer ihrer selbst sicheren Kraft in sich birgt, die vielleicht nie Gelegenheit finden wird, sich zu äußern, aber doch vorhanden und zur That bereit ist.

Diese schlummernde Kraft, welche Grazia di Monte, vielleicht ohne es zu wissen, besaß, gab ihrer lieblichen Schönheit einen eignen Zauber. Sie war weder eine blendende, noch eine klassische Schönheit, auch keine jener Erscheinungen, die sich gewaltsam der Phantasie aufdrängen und sie verwirren, aber es war schwer, sehr schwer, Grazia di Monte zu vergessen,

wenn man einmal den Zauberkreis betreten hatte, in dem sie in sanfter, lieblicher Weise ihre Macht ausübte.

Während sich also die Schönheit Grazias di Monte in ihrer strahlenden Lieblichkeit erst entfaltete, war die einst so blendende Schönheit Biancas schon mehr verblüht, als es ihre Jahre mit sich brachten. Ihr Haar war schneeweiß geworden und unter diesem traurigen Diadem bewahrte das Antlitz vergebens die klassische Regelmäßigkeit der Züge; an den Schläfen waren einige Falten sichtbar und unter den eingesunkenen, müden Augen hatten sich tiefe dunkle Ringe gebildet.

Und dennoch gab es Augenblicke, in denen durch eine unerklärliche Wandlung die verlorene Schönheit wieder zurückzukehren schien. Eine plötzliche Erregung, ein tiefes Interesse für irgend eine Person oder Sache genügten, um diese Frau förmlich zu verklären, frisches Rot auf ihre Wangen, glühendes Leben in ihre Augen, einen seltsam fesselnden Reiz auf ihre Züge zu zaubern. Aber sobald die flüchtige Erregung vorüber war, verschwand sogleich alles, um einer noch größeren und sichtlicheren Abspannung Platz zu machen.

Heute hatte Donna Bianca einen ihrer schönen Augenblicke. Ein kleiner, schwarzer Schleier war geschmackvoll über das weiße Haar gesteckt und umrahmte künstlerisch das feine Gesicht; ein schwarzes Spitzentuch bedeckte die Schultern und kreuzte sich in zierlicher Weise über der Brust, wie wir es auf alten Bildwerken sehen; der tadellose Schnitt des Kleides zeigte die Umrisse der noch immer schlanken Gestalt in vorteilhaftester Weise und die Freude, den altbewährten, treuen Freund wiederzusehen, hatte ihre Züge zauberhaft belebt.

Die drei gingen in fröhlichem Geplauder durch die Allee des Gartens; als sie aber in die Nähe der Villa kamen, verabschiedete sich Grazia unter dem Vorwande, sich erkundigen zu wollen, ob Mama ihrer bedürfe; in Wahrheit aber in der zartfühlenden Absicht, die zwei alten Freunde nicht zu stören, und entfernte sich.

Celati und die Marchesa blieben wie durch schweigende Uebereinkunft stehen und schauten der reizenden Gestalt nach, die lustig zwischen den Blumenbeeten der Villa zueilte, bis sie verschwunden war.

„Nun?“ fragte Celati lachend.

Die Marchesa seufzte. „Nichts bis jetzt.“

„Ist das möglich?“ sagte er, sie fast ungläubig ansehend.

„Was wollen Sie?“ erwiderte die Marchesa betrübt, „Febo scheint durchaus nicht beeindruckt.“

„Lassen Sie uns einmal sehen, ob wir vernünftigerweise verlangen können, daß er beeindruckt sei. Seit wann ist die Herzogin mit ihrer Tochter hier?“

„Seit acht Tagen.“

„Oh, aber dann brauchen wir uns nicht zu beunruhigen, Marchesa; acht Tage sind eine kurze Zeit ...“

„Ich habe ja auch nicht verlangt, daß sich mein Sohn in so kurzer Zeit in Grazia verlieben soll,“ antwortete Bianca lächelnd. „Aber Giulia hat ihre Abreise auf nächsten Donnerstag festgesetzt; heute ist Sonnabend und ... ich hätte gewünscht, daß die Sache eine andre Wendung genommen hätte.“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich weiß nicht ... aber ... ich glaube bemerkt zu haben, daß bis jetzt die jungen Leute nicht die Sympathie füreinander haben, die ich so sehr ersehnt habe.“

„Erlauben Sie mir eine Frage: Ist Febo von Ihren Plänen unterrichtet?“

„Ja, ich habe sie ihn merken lassen, natürlich ohne viel Gewicht darauf zu legen.“

„Verzeihen Sie; wäre es nicht besser gewesen, er hätte nichts davon geahnt?“

„Nein,“ sagte die Marchesa nach kurzem Bedenken, als antworte sie mehr sich selbst, als einem andern, „nein, ich glaube nicht. Febo hat unbeschränktes Vertrauen zu mir. Ohne mir zu schmeicheln, glaube ich versichern zu können, daß bei seiner Wahl einer Gattin meine Meinung den Ausschlag geben würde. Und er weiß gleichfalls, daß ich in einer so wichtigen Angelegenheit ihm niemals die geringste Verpflichtung auferlegen werde, meine Wünsche zu berücksichtigen. Febo,“ setzte sie mit heimlichem Stolze hinzu, der sich nur durch das Zittern ihrer Stimme verriet. „Febo ist gut und hat mich sehr lieb.“

„Febo hat recht,“ versetzte Celati mit Feuer. „Kein Weib verdient so sehr wie Sie die Achtung und Liebe ihres Sohnes.“

Sie unterbrach ihn durch einen Wink; eine plötzliche Erschöpfung schien sie zu befallen; die Lider fielen schlaff und welk über ihre Augen. Doch gleich darauf begann sie aufs neue: „Febo scheint, wie ich Ihnen schon sagte, ganz und gar nicht beeindruckt.“

„O, Febo, Febo, wie kann man so blind sein! Es ist ganz unbegreiflich.“

„Nicht wahr? Und ich hatte so sehr darauf gehofft. Giulia und ich haben seit beider Kindheit diesen Gedanken mit Liebe gehegt. Aber diese Kinder sind entsetzlich gleichmütig; ich habe in ihnen nicht die leiseste Erregung bemerken können.“

„In ihnen? das heißt, daß auch Grazia . . .“

„O; Grazia ist von einer wahrhaft schwesterlichen Güte für meinen armen Febo, aber ich fühle, daß er keinen Eindruck auf ihr Herzchen gemacht hat.“

„Ja, was thun sie denn eigentlich? Sehen sie sich nicht täglich, gehen sie nicht zusammen spazieren?“

„Gewiß, ich kann mich durchaus nicht über die Art und Weise beklagen, in welcher Febo seinen Pflichten als Wirt nachkommt. Er begleitet uns jeden Nachmittag; aber er hat keine seiner Gewohnheiten aufgegeben und bringt nach wie vor jeden Vormittag auf dem Vogelherde zu.“

„Auf dem Vogelherde? Aber das ist eine ganz neue Liebhaberei, nicht wahr?“

„Allerdings; sie datiert erst von diesem Jahre, und ich verdanke die Anregung dazu unserm alten Verwalter. Febo war immer ein großer Jagdliebhaber, aber ich mußte mich immer mit Gewalt bezwingen, wenn ich eine Flinte in seinen Händen sah. Sie wissen ohne Zweifel, daß vor vielen Jahren . . .“

„Jawohl,“ unterbrach sie Celati rasch. „Ich weiß, daß vor Jahren ein unglücklicher Zufall auf der Jagd einen Verlust herbeiführte, der . . .“

„Unersetzlich war,“ fiel die Marchesa ein, indem sie leicht zusammenschauderte und einen Augenblick lang regungslos ins Leere starrte.

„Seitdem,“ fuhr sie dann ruhiger fort, „habe ich natürlich eine unbesiegliche Scheu vor Feuerwaffen; ich konnte jedoch deswegen meinen Sohn nicht eines Vergnügens berauben, das seinen Jahren und seinen Neigungen so angemessen ist. Da war es denn Bottacci, der auf geschickte Art Febo Geschmack für diesen gefahrlosen Sport beibrachte; sie treiben ihn beide mit wahrer Leidenschaft.“

„Ich glaube, Sie sagten mir schon früher einmal, daß der Verwalter so große Zuneigung für Febo zeigt.“

„O, er vergöttert ihn geradezu und nicht erst seit heute.

Als er noch Kind war, fürchtete ich fast, diese übertriebene Ergebenheit könne ihm schädlich werden, kleinlichen Stolz und Hochmut in ihm erzeugen; aber glücklicherweise hatte ich nichts derartiges in Febos Herzen zu bekämpfen und mußte mich selbst von der Echtheit dieser Anhänglichkeit überzeugen."

„Aber wissen Sie," sagte Celati lachend, „daß ein Verwalter, der seinem Herrn wahrhaft ergeben ist, eine phänomenale, ja geradezu eine fabelhafte Erscheinung ist? . . . Und obendrein ist der Mann auch noch ehrlich!"

„Sehr ehrlich und von einer Geschäftskenntnis, die nichts zu wünschen übrig läßt. Kürzlich legte ich Guaretti seinen Rechenschaftsbericht vor und dieser war gleich mir über den außerordentlichen Ertrag der Besitzung Arcello erstaunt. Zudem," setzte die Marchesa mit gedämpfter Stimme hinzu, „hielt ihn auch mein Gatte für einen treuen und redlichen Diener."

„Ich weiß es," erwiderte Celati ernst, „und ich entsinne mich auch, daß ich mich überwinden mußte, um den Mann, dieser Meinung Brunos entsprechend zu behandeln. Erinnern Sie sich noch, wie ich Ihnen einst zu gestehen wagte, daß mir dieser Mann einen geheimen Widerwillen einflöße, obgleich es mir sehr schwer gewesen wäre, einen Grund für dieses Gefühl anzugeben? Und ich kann nicht sagen, wie tröstlich es mir war, daß auch Sie . . ."

„Jawohl," versetzte die Marchese scherzend. „Als Sie mir diese Art leichtsinniger Antipathie offenbarten, zögerte ich nicht, Ihnen zu gestehen, daß Bottacci auch mir früher einen gleichen Eindruck gemacht habe. Dies war in den ersten Jahren meiner Ehe; es fehlte damals nicht an Leuten, die mir den Mann von einer schlechten Seite zeigen wollten. Es kann ja sein, daß er manchem unrecht gethan, daß er, wie es den Verwaltern, glaube ich, oft geht, nicht verstand, sich bei den Bauern beliebt zu machen, aber all diese haltlosen, schüchternen fast furchtsamen Klagen gestalteten sich nie zu einer positiven Anklage. Während unsrer langen Abwesenheit von Arcello bewies er erstaunlichen Eifer und unbestreitbares Geschick in der Führung der Geschäfte, und als ich zurückkehrte, war mir die Erfahrung des Mannes von großem Nutzen. Später war seine Zuneigung für Febo und sein Verhalten während der schweren Krankheit, die diesen hier befiel, derart, daß ich mir ernstliche Vorwürfe über mein

altes Vorurteil gegen ihn machte und dem Manne meine Dankbarkeit und mein Vertrauen nicht versagen konnte."

„Und damals," sagte Celati lachend, „wurde auch ich, Ihrem Beispiel folgend, zum vernünftigsten aller Menschen; ich vergaß vollständig meine phantastische Abneigung gegen den Herrn Bottacci und erinnerte mich nur noch, daß er ein ergebener Diener der Familie d'Arcello sei."

Die Marchesa stimmte fröhlich in sein Lachen ein, dann fuhr sie fort: „Heute ist jedoch Febo nicht auf den Vogelfang mit Bottacci gegangen. Sie verhandeln mit einem Gutsnachbar über ich weiß nicht welche Grenzstreitigkeiten. Seit einiger Zeit zeigt Febo ziemlich ausdauerndes Interesse für wirtschaftliche Angelegenheiten, und Bottacci, welcher weiß, wie sehr ich wünsche, daß Febo sich persönlich um seine Geschäfte bekümmere, unterstützt geschickt den guten Anlauf, den er dazu nimmt. Nur wünschte ich," setzte sie seufzend hinzu, trotzdem die Worte scherzhaft klingen sollten, „daß die Geschäfte ihn in diesen Tagen nicht so sehr in Anspruch nähmen."

Sie waren unterdessen, ohne es im Eifer der Unterhaltung zu bemerken, bis unter die Vorhalle der Villa gekommen, und Bianca fragte Celati, ob er sich auf sein Zimmer begeben wolle.

„Ich möchte noch ein wenig warten. Wenn Sie nicht zu müde sind und nichts Bessres zu thun haben, lassen Sie uns noch einen Augenblick unter dem Säulengange bleiben."

Sie setzten sich unter die Kolonnade und ruhten in dem kühlen Raume eine Weile aus. Die letzten Rosen des Herbstes neigten sich von außen herein und die Blüten eines Citronenbaumes, der an der nächsten Säule stand, erfüllten die Luft mit starken, lieblichen Düften. In der Mitte des Gartens murmelte der Springbrunnen, ganz wie vor dreißig Jahren, seine alte Weise; vielleicht gab er dieselben Ratschläge, die niemand verstand . . .

„Gedenken Sie lange in Arcello zu bleiben?" fragte Celati.

„Noch weiß ich es selbst nicht," antwortete die Marchesa. „Febo, der die andern Jahre so ungeduldig nach Florenz zurückverlangte, hat sich noch nicht darüber geäußert. Seine neuen Beschäftigungen scheinen ihn wirklich zu interessieren und ich will ihn durchaus nicht von etwas abhalten, was der Anfang zu einem ernsten Berufe sein kann. Ich hoffe, daß Sie uns ein wenig Gesellschaft leisten werden, wenn wir

uns hier bis zum Spätherbst aufhalten sollten. Nicht wahr, Celati?"

Er nahm ihre Hand und küßte sie.

„Sie können sich denken, wie gern ich es thäte; aber leider kann ich es nicht. Ich muß einen meiner Neffen, dessen Gesundheit uns ernstliche Sorge macht, nach Nizza begleiten, ehe die Kälte eintritt. Ich hoffe jedoch, daß Sie mir schreiben und mich über die bewußte Angelegenheit, die ich durchaus nicht verloren gebe, in Kenntnis erhalten werden."

„Das verspreche ich Ihnen," sagte die Marchesa seufzend.

Sie schwiegen beide eine Weile, dann begann Celati; „Verzeihen Sie, wenn ich dieses Thema nochmals berühre; aber je mehr ich darüber nachdenke, desto unbegreiflicher erscheint mir die Sache, außer wenn Febo . . . etwa . . ."

„Wenn Febo . . . was?" fragte die Marchesa zusammenfahrend.

„Mein Gott, Marchesa, darüber brauchen Sie doch nicht zu erschrecken. Ich wollte nur auf die Möglichkeit hinweisen, daß ihn hier oder in Florenz etwas andres derart beschäftigte, . . . eine Neigung oder eine kleine Liebschaft. Am Ende ist er zweiundzwanzig Jahre alt. . . ."

„Dieser Gedanke," unterbrach ihn die Marchesa, leicht errötend, „ist mir auch schon gekommen und ich begreife, wie viel er für sich hat. Aber Febo," fügte sie stockend hinzu. „Febo hat mir öfter gesagt, daß er sehr bald zu heiraten wünsche; er hat es mir sogar noch vor vier Wochen wiederholt. Daß er in Florenz eine Neigung hat, glaube ich nicht, da er nicht dahin zurückzukehren wünscht, und hier geht er nirgendshin; er hat keine der benachbarten Villen öfter besucht; kurz er hat mit keinem andern jungen Mädchen als mit Grazia verkehrt . . ."

Sie brach lebhaft ab, als sie auf der Haupttreppe einen leichten Schritt hörte. „Still!" sagte sie. „Giulia kommt."

Die Herzogin stieg in der That, ganz stattlich in ihrer eleganten Morgentoilette, die Treppe herab und kam unter den Säulengang, wo ihrer ein fröhliches Willkommen harrte. Sie war noch sehr anmutig, trotz ihrer fünfzig Jahre, die man ihr durchaus nicht ansah. Sie war gesund, zufrieden und in den letzten fünfzehn Jahren war sie von keinem großen Schmerze heimgesucht worden. Ihre Tochter, die ihre einzige Sorge ausmachte, war gleich einer Blume unter ihren Augen

erblüht; schön, gut, liebenswürdig, unschuldig, wie sie es gewünscht und durch ihre Erziehung erstrebt hatte. Darum hatte sich die Herzogin so gut erhalten, darum blickten ihre Augen nicht müde und traurig wie die armen Augen Biancas.

Nachdem Celati der Herzogin die Hand geküßt und sie ihn bewillkommt hatte, ließ sie sich ebenfalls nieder und begann zu plaudern.

Bianca folgte der lebhaften Unterhaltung nur mit Anstrengung; sie dachte mit immer wachsender Unruhe, daß die Stunde herannahe, wo das Frühstück serviert werde, und Febo sich noch nicht blicken lasse. Da überbrachte ihr kurz darauf ein Diener ein Briefchen, das ein Bauer aus der Meierei in der Küche abgegeben hatte. Es war von Febos Hand, mit Bleistift geschrieben und lautete:

„Liebste Mama!

„Es ist mir unmöglich, zum Frühstück nach Hause zu kommen; entschuldige mich bei den Damen und bei Celati. Die bewußte Angelegenheit zieht sich in die Länge und ich werde vor zwei Uhr nicht fertig werden; darum denke ich hier bei Bottacci einen Bissen zu essen. Mit herzlichem Kuß

Dein Febo."

Bianca wendete sich zur Herzogin, die aus der gekränkten Miene ihrer Wirtin schon den ungefähren Inhalt des Billettes erraten und Celati einen schalkhaften Blick zugeworfen hatte.

„Meine liebe Giulia," lispelte sie. „Febo bedauert unendlich ... ein ... dringendes Geschäft ... hält ihn auch heute zurück."

„Freilich, freilich!," unterbrach sie die Herzogin lachend, „mit Geschäften ist nicht zu spaßen. Wissen Sie," fuhr sie zu Celati gewendet in ernsterem Tone fort; „die Thätigkeit, die Febo in der letzten Zeit entfaltet, ist wirklich bewundernswert und ich bin überzeugt, daß Bianca im stillen darüber erfreut ist."

„O ja," erwiderte Bianca, „ich habe stets gewünscht, daß Febo sich um die Geschäfte bekümmere; aber ich möchte nicht ... es wäre mir lieber, wenn man ihn mir nicht so oft entführte."

„O über diese ungenügsamen Mütter!" rief die Herzogin. „Ich habe eine Entdeckung gemacht, Celati; nämlich die, daß heutzutage unsre Kinder unendlich vernünftiger sind als wir.

Sie können nicht glauben, welch tiefe Weisheit in den Ermahnungen liegt, die mir Graziella Minerva von Zeit zu Zeit gibt, und wie sehr ich die strenge Pflicht fühle, ein gutes, gehorsames Mamachen zu sein. Bianca aber will diese Wahrheit nicht anerkennen und sie thut sehr unrecht daran."

„O Giulia!" sagte Bianca lächelnd, indem sie sich erhob, „du hast gut reden. Aber ich möchte, daß du einen Augenblick lang an meiner Stelle wärest und ... oder nein ... das möchte ich nicht," fügte sie mit seltsamer, fast zorniger Heftigkeit hinzu; aber sie lenkte sogleich ein und versuchte zu lächeln. „Achtet nicht auf mich," meinte sie, „ich habe heute nacht schlecht geschlafen und bin ein wenig nervös. Mit eurer Erlaubnis entferne ich mich einen Augenblick, um einige Befehle zu geben ... tröstet euch beide ... über meine Abwesenheit, so gut ihr könnt."

Diese letzten Worte waren Wasser auf die Mühle der Herzogin, von welcher die Marchesa mit einem wahren Hagel von Witzen und Spöttereien überschüttet wurde; aber kaum war dieselbe auf der großen Treppe verschwunden, als Giulia di Monte plötzlich ernst wurde und mit gedämpfter Stimme zu Celati sagte: „Die arme Frau, sie kann sich nicht darüber beruhigen."

„Das begreife ich sehr wohl. Es war ein schöner Traum, eine Grazia di Monte zur Schwiegertochter zu haben."

„Das gebe ich zu; aber mir scheint, daß auch ich Ihr Mitgefühl verdiene. ... Einen Schwiegersohn ... wie Febo zu verlieren!"

Celati schaute ihr voll ins Gesicht, dann sagte er lachend: „Man sieht wirklich, daß Sie untröstlich sind."

„Sie Bösewicht!" erwiderte sie mit komischem Ernst, „soll ich untröstlich sein, weil Febo keine Augen im Kopfe hat? Die beiden Kinder haben mehr gesunden Menschenverstand als wir alle zusammen, wenn sie beizeiten merken, daß sie nicht füreinander geschaffen sind, und indessen behalte ich meinen Schatz."

„O, glauben Sie denn, daß man Ihnen denselben lange lassen wird?"

„Nein," entgegnete die Herzogin mit einem Anfluge von Bitterkeit. „Ich weiß sehr wohl, daß eines schönen Tages ein Individuum, ungefähr von dem Werte Febos, der aber ... das außerordentliche Verdienst besitzt, Augen im Kopfe zu haben, den Einfall haben wird, mein Schatz müsse der seine werden. Und dank diesem klugen Einfalle werde ich wiederum

eines schönen Tages meinem Schatze ein weißes Kleid anziehen, ihn mir vom Herzen reißen und jenem Schlaukopfe überantworten müssen. Ich werde natürlich Grazia verloren haben, aber dafür einen Schwiegersohn mein nennen, und Sie wissen, wie wir Mütter unsre Schwiegersöhne anbeten. . . . Und wenn ich daran denke, daß Grazia nach ein paar vergossenen Thränchen sich nicht allein trösten wird, sondern das neue Heim und das neue Leben sogar mehr lieben wird als das alte, dann erfaßt mich eine so heiße Liebe zu meinem zukünftigen Schwiegersohn, daß ich ihn . . . so zerreißen möchte . . ."

Und indem sie dies sagte, nahm sie ihr Battisttaschentuch und benutzte es dazu, ihre Worte zu illustrieren.

Ihr Ton und ihre Mimik bei diesem Akte trugen das Gepräge so feiner Komik, daß Celati sich nicht enthalten konnte, herzlich aufzulachen, während er die gereizte Mutter zu überzeugen versuchte, daß Grazia sicher nicht . . .

„Um Gotteswillen," unterbrach ihn Giulia, „verschwenden Sie Ihre Worte nicht, um mir den Grundgedanken meiner Philosophie: daß man sich nie für eine Ausnahme halten muß, ausreden zu wollen. Thun Sie lieber ein gutes Werk und prägen Sie diese Philosophie unsrer Freundin ein. Sie bedarf derselben, glauben Sie mir ... und Gott gebe, daß sie ihren Irrtum eines Tages nicht schwer büßen muß."

„O ... Herzogin! Donna Bianca ist ja die bescheidenste, die anspruchsloseste Frau von der Welt."

„Ja, wo es sie selbst betrifft. Verstehen Sie mich nicht falsch. . . . Aber seit sie mit Febo allein zurückblieb, hat sie alles auf ihn bezogen, hat . . . plötzlich ihr eigenstes persönlichstes Dasein aufgegeben, um in Febo weiterzuleben. Diese Liebe ist ihr Egoismus geworden. Soll ich mich deutlicher erklären?"

„Ja," sagte Celati. „Ich bitte Sie sogar darum."

„Also hören Sie: Sie hat sich eingebildet, daß er gut, vortrefflich, vollkommen sein müsse; sie hat sich ihm ganz und gar gewidmet, und hätte durch das Opfer ihrer selbst das Recht erkaufen mögen, mit dem Geschicke ihres Sohnes einen Vertrag zu schließen und ihm zu sagen: ‚Ueberlaß ihn mir. Er soll der Erste in der Schule, der Erste im Gymnasium, der Erste auf der Universität sein. Er soll ein idealer Marchese d'Arcello werden, soll von den jungen Männern beneidet, von den Frauen angebetet, von jedermann geliebt werden.' Sie sehen, das war zuviel Vollkommenheit, zu vielerlei ver-

langt. . . . Febo war gut und ist nicht schlecht geworden, ja, er ist sogar außerordentlich gut für einen jungen Mann, der unter solchen Umständen erzogen wurde. Mutter und Sohn lieben sich zärtlich und sie ist ruhig, weil sie sich als die Stärkere von beiden fühlt und glaubt, da sie alles bedingungs- und rückhaltslos hingegeben hat, werde das Schicksal, das sie noch für eine edelmütige Gottheit hält, ihr eines Tages groß- mütig eine freiwillige Entschädigung gewähren. Ihre Liebe zu Febo hat etwas Unbedingtes, Ueberspanntes. Es hat fast den Anschein, als fürchte sie immer, ihn nicht genug zu lieben, als quäle sie der Gedanke, sie habe eine Schuld an ihn ab- zutragen, die sie nie tilgen könne."

„Das ist mir auch schon aufgefallen," bemerkte Celati, „und ich habe mich vergebens bemüht, diese sonderbaren Skrupel zu bekämpfen. Aber Ihnen scheint, daß Febo? . . ."

„Febo," fuhr die Herzogin fort, „Febo ist kein Genie, das wissen wir beide; sicher reicht er seiner Mutter nicht das Wasser. Ich fürchte, daß er sich in einer Atmosphäre be- wegt, die, so natürlich sie Bianca ist, für ihn eine künstliche ist. Aber er ist gewöhnt, in ihr zu atmen, und wer kann sagen, was geschehen würde, wenn es nicht so wäre? Eine Reaktion würde bei ihm immer gefährlich sein, denn sein ruhiger, sanfter und weicher Charakter birgt noch ein Element ganz andrer Art, das den Verhältnissen vielleicht eine etwas verschiedene Wendung geben könnte. Jetzt steht er noch unter dem Einflusse seiner Mutter, und ich glaube, er wird immer unter ihm bleiben, dennoch . . ."

Die Herzogin brach ab, als ob sie ihren Gedanken nicht Gestalt zu geben vermöchte.

„Meinen Sie," fiel Celati mit gedämpfter Stimme ein, „wenn ein andrer Einfluß . . ."

„Ganz recht," sagte die Herzogin rasch; dann verstummte sie, während sie mit dem immer noch reizenden Füßchen im Takte gegen das eiserne Tischbein schlug.

„Armer Febo!" sagte sie nach einer Weile mit innigem Tone. „Ich hätte ihn lieb gehabt, selbst als Schwiegersohn, und Graziella Minerva hätte das arme, kranke Herz Biancas verstanden. . . ."

„Aber ist denn wirklich gar keine Hoffnung vorhanden? Es kommt vor, daß junge Leute ihre eignen Gefühle nicht verstehen. . . ."

„Thun Sie mir den einzigen Gefallen und reden Sie

nicht so. Das sind Dinge, die ein Blinder sehen kann ... und ich merkte schon am Tage nach unsrer Ankunft, wie die Sachen standen. ... Zwischen den beiden besteht durchaus nichts von ... wie heißt es doch ... ich meine den Titel des schrecklich langweiligen Romans von Goethe ... Wahlverwandtschaft ... hm. Nein ... ganz und gar nichts; keine Verwandtschaft und keine Wahl. ..." Und die Herzogin begann sich heftig mit dem Taschentuche zu fächeln, das vor kurzem die Rolle des Schwiegersohnes gespielt hatte.

„Ich war auf den Gedanken gekommen," sagte Celati, „daß Febos Blindheit einen andern Grund haben könne, aber die Marchesa hat jede derartige Möglichkeit so entschieden ausgeschlossen, daß ..."

„Ha, ha," unterbrach ihn die Herzogin lachend. „Bianca hat sie ausgeschlossen, nicht wahr? Natürlich. Aber ich ..."

„Also Sie schließen diese Möglichkeit nicht aus?" ...

„Oho! Jetzt möchten Sie, daß ich Ihnen etwas vorpfiffe? ... Aber das Vögelein, das liebe Vögelein ist alt und kann nicht mehr singen. Im Ernst; seien Sie lieb und dringen Sie nicht in mich. Ich habe nur den blassen Schimmer einer Idee und diese ist so wunderlich, so verrückt, daß, wollte ich sie in Worte fassen, etwas so Unverständliches herauskäme, wie Sie kaum Aehnliches bei den Herren Wilden gehört haben mögen, mit denen Sie so viele Jahre verkehrten. Und jetzt, mein lieber Celati, gehen Sie und machen Sie sich schön; in wenigen Minuten wird das Frühstück serviert werden."

Achtzehntes Kapitel.

In einem Saale des Erdgeschosses saß ein junges Mädchen, emsig mit einer feinen weiblichen Arbeit beschäftigt, vor einem Tischchen. Sie verglich zwei Enden feiner genähter Spitze miteinander, von denen das eine vollendet, das andre unvollendet war. Nachdem sie dieselben sehr aufmerksam betrachtet hatte, nahm sie eine kleine Schere, trennte ein Stück der angefangenen Arbeit auf und begann es noch einmal zu nähen. Plötzlich ließ sie die Arbeit fallen, hob lebhaft den Kopf und schaute im Zimmer umher.

Der begehrliche, kecke, etwas lüsterne Blick brach aus nicht gerade großen, aber sehr glänzenden, schwarzen Augen, den Augen einer echten Brünette. Das Mädchen war ungefähr zweiundzwanzig Jahre alt, sah aber jünger aus; ihr rundes, etwas gewöhnliches Gesicht hatte unregelmäßige Züge, aber die hochroten, schwellenden Lippen, das zierliche Stumpfnäschen, die leicht gebräunte Hautfarbe und die kräftige, aber nicht unschöne Fülle der Gestalt verrieten eine von Gesundheit strotzende Jugend. Der Ausdruck des Gesichts konnte keinen Anspruch auf Geistigkeit machen, dennoch deutete er leise an, daß der Keim geistiger Entwickelung vorhanden sei; die viereckige, kluge Stirn erinnerte augenblicklich an die Stirn Vista Bottaccis.

Die junge Stickerin war sehr einfach gekleidet; man hätte den Schnitt ihres grauwollenen Kleides fast klösterlich nennen können, wenn es sich nicht den Formen der Gestalt so knapp angeschmiegt hätte. Ein kleiner weißwollener Shawl mit roten Chenillefransen war graziös um ihren Hals geschlungen, ohne jedoch denselben, der sehr schön und viel weißer als das Gesicht war, im geringsten dem Blick zu entziehen.

Die Augen des Mädchens glitten unruhig und funkelnd über die prächtige Ausstattung des Salons, indes die blendendweißen Zähnchen an der schwellenden Purpurlippe nagten. Ein seltsamer, begehrlicher Seufzer entrang sich ihrer Brust, während eine kräftige, etwas feuchte Hand sich unwillkürlich nach dem nächsten vergoldeten Sessel ausstreckte und langsam und liebkosend über den himmelblauen Atlas der Rückenlehne strich.

Aber sogleich zog sich diese Hand wieder zurück, als habe sie glühende Kohlen berührt, und das Mädchen nahm blitzschnell ihre frühere Haltung wieder an. Sie arbeitete jetzt mit gesenktem Haupte so eifrig und aufmerksam, daß sie nicht hörte, wie eine Seitenthür geöffnet wurde und die Marchesa in den Saal trat. Als sie jedoch zufällig aufblickte, sprang sie verlegen mit einem Ausruf des Erstaunens auf.

„Verzeihen Sie, Signora Marchesa, ich hatte Sie nicht eintreten hören."

„Du arbeitetest so emsig," antwortete Bianca mild, indem sie das Mädchen durch einen freundlichen Blick aufforderte, sich wieder zu setzen. „Bist du schon lange hier, Zoraide?"

„O nein, erst seit einem Augenblick. Ich vertrieb mir die Zeit hier mit der Arbeit des gnädigen Fräuleins."

„Nun, wie geht es damit?"

„O, vorzüglich; Donna Grazia arbeitet jetzt besser als ich; sie ist wirklich sehr geschickt."

„Ich bedaure, daß sie dich warten läßt. Die Herrschaften sind alle zusammen spazieren gefahren."

Das junge Mädchen neigte den Kopf, ohne zu antworten; sie schien ganz in ihre Arbeit vertieft.

Die Marchesa betrachtete zerstreut die feine Stickerei, dann ging sie ans Fenster, nahm ein Buch zur Hand und ließ sich nieder. Aber sie las keine Zeile, sondern schaute nach dem Wagen aus, der noch immer nicht zurückkehrte. Bald darauf hörte man jedoch den Kies der Allee unter den Rädern knirschen.

„Da sind sie!" rief die Marchesa aufspringend und verließ den Saal, um den Ankommenden entgegenzugehen.

Das junge Mädchen warf ihre Arbeit ungestüm auf das Tischchen und lief ans Fenster, um von dort aus, hinter den Vorhängen verborgen, mit gespannter Aufmerksamkeit hinauszuschauen. Sie sah in der That, wie der elegante Landauer sich näherte und unter der Vorhalle hielt, sah Febo vom Bock springen, der Herzogin und dann Grazia den Arm bieten; sah, wie er sich rasch zu der letzteren neigte und ihr etwas ins Ohr flüsterte, worauf sie sich umwandte, um dem schwerfälligen Aussteigen Don Gabrios, des alten Hofmeisters, zuzusehen.

Die beiden jungen Leute schauten sich lächelnd an und Zoraide biß sich auf die Lippen. Dann, als sie sah, daß die ganze Gesellschaft fröhlich plaudernd durch die Vorhalle schritt, verließ sie eilig ihren Beobachtungsposten und kehrte zu ihrer Arbeit zurück. Gleich darauf traten die Herrschaften in den Saal.

Grazia eilte auf die junge Stickerin zu, die aufgestanden war und in ehrerbietiger, demütiger Haltung dastand.

„Wie leid thut es mir, daß ich Sie so lange habe warten lassen," sagte sie herzlich, „ich will nur meinen Hut abnehmen und . . ."

„Ich fürchte, daß es ein wenig zu spät zur Stickstunde ist," unterbrach sie Bianca sanft. „Ihr würdet nicht viel thun können, da wir heute früher als gewöhnlich speisen."

Die junge Stickerin, die währenddem kein Auge aufgeschlagen hatte, begann sogleich ihre Arbeit zusammenzupacken.

„Ich werde morgen wiederkommen," sagte sie demütig. „Um welche Zeit befehlen Sie, Frau Marchesa?"

„Komm, wann du willst," antwortete diese, „und sag deinem Vater, daß wir dich zum Mittagessen hier behalten. So kann dich Grazia arbeiten sehen und ihr werdet ein wenig länger beisammen bleiben."

„Gewiß," sagte Grazia. „Ich werde mich freuen, ein paar Stunden mit meiner geduldigen Lehrerin zu verbringen."

Die geduldige Lehrerin erschöpfte sich in Danksagungen und begann dann, jedoch ohne sonderliche Eile, sich zum Fortgehen zu rüsten. Während sie sich bückte, um einige Fädchen von ihrem Kleide abzulesen, warf sie einen verstohlenen Blick im Zimmer umher, und als sie sich vergewissert hatte, daß einer von der Gesellschaft heimlich den Saal verlassen hatte, raffte sie rasch ihre Sachen zusammen, grüßte mit tiefer Ehrerbietung und verschwand ebenfalls leise und unbemerkt.

Langsam durchschritt sie die prachtvollen Säle, und erst als sie in den Garten gelangte, begann sie ihre Schritte zu beschleunigen, aber Auge und Ohr immer offen haltend. Einen Augenblick lang runzelte sie die Brauen, aber gleich darauf glätteten sie sich wieder und ein seltsames Lächeln erschien auf ihren Lippen; sie hatte hinter sich einen wohlbekannten Schritt gehört, der sie einzuholen strebte.

Sie wandte sich nicht um, sie blickte nicht einmal auf, als der Schritt dicht hinter ihr erklang und Febo lachend ihr ins Ohr rief: „Zoraide . . . he . . . Zoraide! . . ."

Erstaunt wandte sie sich nach ihm um und sagte spröde zurückweichend: „Herr Marchese!"

„Geh doch!" fuhr der junge Mann heiter fort, „schmolle nicht so mit mir. Gehört sich das, einen armen Christenmenschen so außer Atem zu bringen?"

Sie lachte kalt und trotzig auf.

„Man bedurfte meiner nicht mehr und hat mich fortgeschickt. Donna Grazia hatte keine Lust zu arbeiten, und da ihre Launen Gesetze sind, so . . ."

Der Ausdruck lebhaften Unwillens überflog sein gutes, schönes Antlitz.

„Laß Donna Grazia aus dem Spiele," sagte er achselzuckend. „Sie ist ein liebes, gutes Mädchen."

„Versteht sich," erwiderte Zoraide scharf und mit höhnischer Demut. „Und sie heißt Herzogin di Monte und ist sehr reich, nicht wahr?"

Febo runzelte heftig erzürnt die Brauen.

„Na,“ murmelte er, „da haben wir’s!“

Das Mädchen senkte den Kopf und stieß einen tiefen Seufzer aus, den ein erfahrenerer Mann als Febo vielleicht nicht ganz natürlich gefunden hätte. Dann legte sie hastig die Hand über die Augen und lispelte: „Ach, wenn ich es nicht um Ihretwillen thäte ... weil Sie so gut sind und meinen Papa so lieb haben ...“

„Gewiß hab’ ich ihn lieb,“ erwiderte Febo, den dieser Ton vollständig entwaffnet hatte. „Und dich hab ich auch sehr lieb, weiß Gott! und der Tag wird schon kommen, wo ich es euch beweise ...“

„O!“ unterbrach ihn das Mädchen. „Lassen Sie das ja niemand hören, wir sind in Ihren Händen ... wir überlassen Ihnen alles. Aber jetzt lassen Sie mich um Himmels willen gehen; wenn mich jemand mit Ihnen sähe. Sie wissen wohl, wie leicht man einem armen Mädchen Böses nachsagt.“

Sie sah sich mit keuscher Verschämtheit, durch die etwas wie verhaltene Leidenschaft schimmerte, um und Febo trat sogleich mit ernstem, gütigem Lächeln von ihr zurück und sagte: „Geh nur und sage Bottacci, daß ich morgen früh um vier Uhr nach dem Vogelherde gehen werde. Für das Frühstück wirst du sorgen, nicht wahr?“

Zoraide lächelte verheißungsvoll. Dann neigte sie den Kopf, winkte ihm halb ehrerbietig, halb vertraulich einen Gruß zu und eilte in vollem Laufe davon.

Febo blieb einen Augenblick stehen und schaute dem jungen Mädchen nach, indem er dachte, wie schön und wie gut, wie sehr gut Zoraide sei. Aber sie war die Tochter des Verwalters, die kleine Sticklehrerin und darum. ... Und doch war es eine Ungerechtigkeit, ein Vorurteil, eine Albernheit. ...

Febo empörte sich im stillen über diese Ungerechtigkeit, dieses Vorurteil. Er fand es geradezu grausam. Es hätte keine Klassenunterschiede geben sollen ... besonders nicht für die Frauen. Zoraide war wert, eine Königin zu sein, und wog sie nicht jedenfalls hundert von den aristokratischen jungen Dämchen auf, die aus lauter Ziererei, Flitterkram und Eitelkeit zusammengesetzt waren? Freilich gab es auch unter diesen Ausnahmen, zum Beispiel Grazia. Aber er wurde immer

so verlegen, wenn er mit Grazia sprach, während mit Zoraide . . . da war es ganz was andres! Auch Febo stieß einen Seufzer aus, der vielleicht weniger poetisch, aber sicherlich aufrichtiger war, als der Seufzer Zoraides. Und langsam, mit gesenktem Kopfe, als sinne er einem schwierigen, verwickelten Probleme nach, kehrte er nach der Villa zurück.

Am Ende der Säulenhalle stand seine Mutter allein. Febo fühlte einen Augenblick lang den instinktiven Trieb, ihr auszuweichen, aber Donna Bianca hatte ihn schon gesehen und rief ihn mit jenem liebreich gebietenden Tone, dem er sich nie hatte widersetzen können noch wollen: „Febo! Wo kommst du her?"

„Was?" antwortete der Jüngling. „Ach, ich komme aus dem Garten," setzte er sogleich hinzu. „Ich habe nur einen Blick hineingeworfen. Apropos, ich muß dir einen Brief geben."

„Einen Brief . . . an mich?"

„Nein, einen Brief an mich, den ich dir zeigen will. Alberto hat mir geschrieben. Ei, wo habe ich ihn denn hingesteckt? Ich kann ihn nicht finden."

Während Febo seine Taschen durchstöberte, stützte sich die Marchesa, wie von plötzlicher Müdigkeit befallen, schwer auf die nächststehende Säule.

„Aus Neapel?" flüsterte sie dann tonlos.

„O nein, er ist nicht mehr in Neapel. . . . Du errätst es nimmer, wo er ist. . . . Ich muß den Brief oben gelassen haben. . . . Thut nichts. . . . Also höre. Alberto schreibt mir aus dem Lager von Somma."

Bianca wurde zum Erschrecken bleich, und langsam und leise, wie ein verhallendes Echo, wiederholte sie: „Aus dem Lager von Somma?"

„Freilich. Infolge seiner Beförderung wurde er nach Oberitalien versetzt und langte vor wenigen Tagen in Somma an. Und denke dir nur, wie hübsch es sich trifft. Seine Batterie ist zum morgenden Gefecht, das hier in der Nähe stattfindet, nach Arcello kommandiert."

Sie richtete sich in stürmischer Bewegung hoch empor. „Hierher!" rief sie entsetzt. „Hierher . . . Alberto in Arcello."

„Freilich," lachte Febo. „Wundert es dich? Ich bin hocherfreut darüber."

„Nein," flüsterte Bianca, „das ist unmöglich . . . hörst du, es ist unmöglich!"

Der Ton der armen Frau war so angstbeklommen, daß Febo sie verwundert und fragend anblickte.

„Ich meinte,“ stammelte die Unglückliche, „daß die Zeit zu knapp ist, um alles genügend vorzubereiten und . . .“

„Wie? Das beunruhigt dich? Aber acht oder neun Offiziere sind im Augenblick untergebracht. Ueberlaß das nur mir und mach dir keine Sorgen darüber.“

Die Marchesa antwortete nicht, aber ihre Züge verrieten eine so peinliche Bestürzung, daß Febo hinzusetzte: „Sie werden nur einen oder zwei Tage hier bleiben. Ich glaube, daß ich mehrere von diesen Offizieren kenne, und dann . . . ist ja Alberto unter ihnen.“

Bianca versuchte sich zu fassen, versuchte zu lächeln und durch ihre Blicke dem Sohne zu zeigen, daß sie seine Freude teile.

„Ich habe den armen Alberto so sehr lieb,“ fuhr Febo fort. „Er ist mein bester Freund und es macht mir gar nichts aus, daß er . . .“

Bianca streckte fast unbewußt die Hand abwehrend aus. „Febo,“ murmelte sie leise. „Febo!“

„O,“ sagte Febo, „ich weiß wohl, daß du über die Sache ebenso denkst wie ich und daß die Verhältnisse Albertos dich nicht hindern, ihn zu würdigen und zu schätzen. Am Ende ist es doch auch nicht seine Schuld, wenn . . .“

Sie öffnete die Lippen, um ihn zu beschwören, nicht weiter zu sprechen, aber glücklicherweise versagte ihr die Stimme und er nahm das plötzliche Neigen ihres Hauptes für ein Zeichen ihrer Zustimmung.

„Zum Kuckuck,“ fuhr er fort, „wir Adligen sind auch keine Engel. Wenn man heutzutage in den Familien auf den Grund gehen wollte, würde man mancherlei zu sehen bekommen. Und übrigens sind diese Vorurteile, diese sozialen Unterschiede und Klasseneinteilungen lauter Ungerechtigkeiten, nichts als Possen und Narreteien. Potztausend! Wir sind alle gleich, wir sind alle Glieder einer Familie: der Menschheit. Nur eins ist wichtig und unentbehrlich: daß wir zufrieden und glücklich sind.“

Die Marchesa neigte nochmals mechanisch ihr armes, weißes Haupt. Hätte sie in diesem Augenblicke nicht so heftig gegen einen andern grausamen Eindruck angekämpft, so wäre es ihr wohl nicht entgangen, daß Febo seit einiger Zeit keine Gelegenheit vorübergehen ließ, ohne seine Ansichten über die Ungereimtheit der sozialen Vorurteile und die absolute Not-

wendigkeit einer Abschaffung aller Klassenunterschiede auszusprechen. Diese Theorieen, denen er übrigens erst neuerdings huldigte, klangen wunderlich auf den Lippen des Sprößlings eines der stolzesten lombardischen Adelsgeschlechter, und Febo hatte auch, wenn er sich so gutmütig fast als Sozialist gebärdete, ein wenig den Anschein, als sage er eine Lektion her, die er für eigne Improvisation halte.

Aber Bianca achtete nicht darauf; sie achtete auf nichts, sie dachte nur an die schrecklichen Schicksalstücke, die Alberto nach Arcello führte.

„Also," fragte Febo ganz vergnügt, daß seine Ansichten keinen Widerspruch erfahren hatten, „also darf ich Anordnungen zur Aufnahme der Offiziere treffen?"

Sie neigte zum drittenmal das Haupt, ohne daß das widerspenstige Ja über ihre Lippen kommen wollte.

Aber Febo verlangte nichts weiter. „Gut," sagte er. „Du sollst sehen, wie vergnügt wir sein werden. Ich werde für alles sorgen."

Er ging und Bianca blieb allein zurück. Sie lehnte den Kopf an den kalten Granit der Säule und schloß die Augen. Alberto Stranieri in Arcello! Weiter vermochte sie nichts zu denken. Und die Vergangenheit schien sich wie eine schwarze, drohende Wetterwolke zu erheben und über den ganzen Horizont zu verbreiten.

Die Glocke, die zum erstenmal zum Mittagessen rief, weckte sie aus dieser qualvollen Träumerei. Zugleich trat Celati, der die Marchesa suchte, in die Säulenhalle.

„Was ist Ihnen?" fragte er sorglich. „Ist Ihnen unwohl?"

Sie schüttelte den Kopf, aber im nächsten Augenblicke machte ihre furchtbare Herzensangst sich unwillkürlich und unwiderstehlich Luft.

„O Celati!" murmelte sie. „Alberto. . . . Er kommt her . . . morgen."

„Wie?" erwiderte Celati. „Alberto hierher? Wie das?"

„Er ist im Lager . . . er kommt . . . wegen des Manövers."

„Also haben Sie ihn nicht eingeladen?"

„Ich?" schrie Bianca, den Kopf erhebend. „Ich Alberto nach Arcello einladen? Aber wissen Sie denn nicht, daß ich eher . . ."

Sie fühlte, daß sie Gefahr lief, sich zu verraten, und bezwang sich gewaltsam.

Celati betrachtete sie tief bewegt und seine Bewunderung

für diese Frau, in deren Herzen noch immer eine so leidenschaftliche Erbitterung über die erlittene tödliche Beleidigung glühte, und die trotzdem vermocht hatte, sich so großmütig zu rächen, wuchs ins Riesenhafte.

„Eher,“ setzte sie ruhig hinzu, „hätte ich den Tod gewählt, wenn man mir diese Alternative gestellt hätte. Aber sie wurde mir nicht gestellt und Alberto kommt.“

Celati glaubte sie zu verstehen. Er trat näher zu ihr, schaute sie mit einem Blick an, der ihr sein zartfühlendes Mitleid und seine hohe Achtung huldigend aussprach, und sagte mit tiefer Bedeutung: „Sie haben vergeben, Marchesa!“

Bianca schaute ihn eine Sekunde lang starr an; dann wandte sie den geheimnisvollen, tieftraurigen Blick, in dem das düstere Verhängnis ihres Geschickes und die verzweifelte Ohnmacht ihres Schmerzes sich paarten, von ihm ab und sagte langsam: „Es ist wahr. . . . Ich habe vergeben.“

Das Gefecht ist zu Ende; das Regiment lagert in der Nähe des Gartens und die blinkenden Geschütze der Feldbatterie leuchten hell aus dem dunkeln Grün der nahen Buschwälder hervor. Der lauten, erregten Thätigkeit des Morgens, der tiefen Ruhe der heißen Mittagstunden ist eine fröhliche, belebte Vesperzeit gefolgt und in der Villa hat sich eine heitere Geselligkeit entfaltet. Zehn bis zwölf Offiziere sind in Arcello einquartiert und alle sind glücklich über das ihnen gefallene Los und stolz auf die Aufnahme, die ihnen geworden. Es sind lauter liebenswürdige, gebildete Leute; einige unter ihnen gehören der besten Gesellschaft an und sind mit den Damen bekannt, die sie in der Villa finden. Der Oberst ist ein entfernter Verwandter Celatis und Alberto Stranieri, der glänzende Artillerieoffizier, dem jedermann zu seiner Beförderung gratuliert, ist der intime Freund und Schulkamerad des jungen Hausherrn, Marchese d'Arcello.

Donna Bianca hatte die Erschütterung des gestrigen Tages noch nicht überwunden, sie fühlte ihr Herz krampfhaft zusammengepreßt und glaubte unter dem Banne eines entsetzlichen Alpdruckes zu stehen. So oft ihr Blick auf Alberto fiel, hatte sie das zwingende Bedürfnis, ihn Febo zuzuwenden und diese von zwei Seiten auf sie wirkende magnetische Anziehungskraft hielt die Nerven Biancas fortwährend in schmerzlichster Spannung. Der Beweis, der ihr geworden, daß das

Verhängnis stärker als sie, daß es allmächtig sei, erfüllte ihr Herz mit Schrecken, mit einer blinden Furcht vor dem, was die Zukunft für sie und alle ihre Lieben in ihrem Schoße bergen könne; es war ihr, als wandele sie an einem Abgrunde hin, sie konnte es nicht fassen, daß Alberto in Arcello sei, daß Febo und sie selbst ihn hier als Freund begrüßen müßten. Dieser Umstand erschien ihr wie eine grausame Beschimpfung Febos ... sie empfand es heimlich grollend als solche in seiner Seele und fühlte zu gleicher Zeit mit herzzerreißender Bitterkeit, welch bevorzugte Stellung Febo in Wirklichkeit dem Freunde gegenüber einnahm, und auch dies verletzte sie ...

Der Oberst, der Major und die Hauptleute plauderten mit den beiden älteren Damen, während den jüngeren Offizieren natürlich die Unterhaltung der beiden jungen Mädchen, Grazia di Monte und Zoraide Bottacci oblag. Und wie sehr auch Alberto Stranieri der Mutter Febos ergeben war, wie enthusiastisch er sie auch verehrte, so bedauerte er doch in diesem Augenblicke keineswegs, nicht zu dem Kreise der Auserwählten zu gehören, weil er dadurch Gelegenheit hatte, sich lange mit Donna Grazia di Monte zu unterhalten, die ihm schon dem Rufe nach, als eine der schönsten und vornehmsten jungen Florentinerinnen bekannt war.

Zoraide Bottacci stand, sehr einfach gekleidet und tief von ihrer untergeordneten Stellung durchdrungen, an der Seite der jungen Herzogin. Sie hatte, als sie gehört, daß man so viel Besuch im Palast erwarte, bescheiden darauf verzichtet, von der gestrigen Einladung Gebrauch zu machen; aber die Marchesa wollte das arme Mädchen nicht kränken, indem sie es bei dieser Gelegenheit von der Gesellschaft ausschloß, während unter normalen Umständen die junge Stickerin im Hause ein und aus ging. Febo hatte sie in diesem Vorsatze lebhaft bestärkt und sich persönlich bei Bottacci verwendet, damit er seine Einwilligung gebe. Zoraide ihrerseits hatte ihre Dankbarkeit für solch große Gunst in bescheidener Weise kundgegeben und zeigte jetzt durch die kluge und fast übertriebene Zurückhaltung, mit der sie sich betrug, wie tief sie von der Anomalie des Falles überzeugt sei. Sie benahm sich, ganz ihrer Stellung gemäß, sehr bescheiden, ja so bescheiden, daß Grazia und Febo mehr als einmal dem schüchternen Mädchen zu Hilfe kommen mußten. Aber trotz dieser wohlwollenden Bemühungen bemerkte Zoraide doch mit geheimem bittern Grolle, daß alle Gäste erraten hatten, daß sie in diesem Hause

nur einer jener unschädlichen Lückenbüßer war, die man auf dem Lande gutmütig duldet. Sie waren alle sehr artig gegen sie, aber ihre Höflichkeit hatte einen Anflug von Herablassung, wie man sie dem beweist, der in erborgtem Lichte glänzt.

Zoraide Bottacci war ein hübsches, frisches Mädchen, und ihre blühende Jugend, die nicht ohne einen gewissen fesselnden Reiz war, würde in andrer Umgebung gewiß eine laute Bewunderung unter diesen jungen Männern hervorgerufen haben, welche wahrscheinlich dem leicht zu befriedigenden Ehrgeize der jungen Stickerin genügt hätte. Aber in diesen Räumen und vor allem neben dem seltenen Liebreize Grazias di Monte schienen die gewöhnlichen Reize der Verwalterstochter nicht an ihrem Platze zu sein. Fast alle die jungen Herren bemühten sich um die jugendliche Herzogin und diese, die von Kind auf im Hause ihrer Mutter Gesellschaft sah, fühlte sich nicht im geringsten verlegen und unterhielt sich mit bescheidener Sicherheit und der keuschen Unbefangenheit, die das Geheimnis wahrhaft reiner Seelen ist und der zügellosesten Jugend, wie der verschlagensten Erfahrung Ehrfurcht einflößt. Zoraide Bottacci fühlte, daß sie neben Grazia di Monte wenig mehr als eine Zofe sei, und empfand nichts weniger als die erzwungene Ruhe, welche sie zur Schau trug. Die männliche, glänzende Erscheinung der jungen Offiziere stieg ihr zu Kopfe. Die knappen Uniformen, die funkelnden Epauletten, die klirrenden Sporen machten einen tiefen Eindruck auf sie, und selbst Febo, der junge Herr des Hauses, erschien ihr ärmlich und häßlich neben diesen glänzenden Gästen. Sie biß sich, in ihrem Winkel sitzend, die Lippen blutig und glaubte, daß ihr grausames Unrecht geschehe. Eine wilde Begierde nach ehrerbietigen Huldigungen, eine bittre Unzufriedenheit mit ihrem Lose bemächtigte sich ihrer, und ihr Traum (ein so kühner Traum, daß sie ihn sonst sich selbst nicht einmal laut zu gestehen wagte) schien ihr jetzt eine ungenügende, armselige Aussicht zu bieten. Dennoch war dieser Traum im gegenwärtigen Augenblick noch eine Qual mehr für sie, denn er wurde ein Mittel, das sie um jeden Preis anwenden mußte, um . . . dahin zu gelangen . . . wo Grazia di Monte stand. Wie schön waren diese jungen Herren! Wie ganz anders als alle, die sie bisher gesehen hatte. Und gerade der, welcher ihr zuerst aufgefallen war, der Schönste von allen, dem sie umsonst verstohlen einen jener Blicke zugeworfen hatte, die sie sonst nur für Febo aufsparte, dieser Artillerieoffizier hatte

sie gar nicht angesehen, er hatte sie kaum gegrüßt, und jetzt saß er an der Seite Grazias und unterhielt sich mit sichtlichem Interesse mit derselben.

Zoraide Bottacci hatte nicht unrecht. In der glänzenden Gruppe der Offiziere fiel vor allem der junge Artillerist auf. Alberto Stranieri war schön, groß, sehr blond und von prachtvoller Gestalt. Seine Schönheit hatte einen ausgesprochen nordischen Typus; die großen blauen Augen umsäumten lange schwarze Wimpern, die Züge waren nicht von tadelloser Regelmäßigkeit, aber das Gepräge vollkommener Vornehmheit war ihnen aufgedrückt. Eine eigentümliche Poesie lag über seiner Erscheinung ausgegossen, die auch aus seinen Blicken und seinen Worten sprach. In seinem ganzen Wesen lag etwas Kühnes, Starkes, Ritterliches und zugleich etwas sehr Edles und Gutes. Er sprach sehr gut, ohne den geringsten Accent und mit sicherem, feinem Takte für das, was er sagen konnte und durfte. Vielleicht war alles dies die Ursache, warum Grazia di Monte sich etwas länger mit ihm als mit den andern Offizieren unterhielt. Und darum wurde wohl auch Bianca, die ihn von weitem anschaute, immer blässer, während sie sich lächelnd und wie immer tadellos in Worten und Manieren mit der würdigen Gruppe der älteren Offiziere unterhielt.

Sie stiegen zusammen die Treppe hinauf, Bianca, um einige Befehle zu geben, die Herzogin, um sich vor dem Diner einen Augenblick auszuruhen. Beide schwiegen, vielleicht, weil sie die lebhafte Unterhaltung ein wenig ermüdet hatte. Aber als sie auf dem ersten Treppenabsatze angelangt waren, blieb die Herzogin plötzlich stehen und nötigte die Freundin dadurch, das Gleiche zu thun.

„Höre,“ sagte sie, „sie sind alle charmant, das muß man sagen; aber ich möchte wissen, wer der Blondin von der Artillerie ist, der soeben mit Grazia sprach.“

Bianca zuckte zusammen und sah die Herzogin unsicher an, als habe sie die Frage nicht recht verstanden. „Wer?“ fragte sie, „welcher?“

Die Herzogin machte eine graziöse ungeduldige Bewegung.

„Mein Gott . . . der Blondin, den Febo duzt. Ein schlanker, schöner Premierlieutenant . . . er sieht aus wie ein Märchenprinz.“

Bianca hatte sich gefaßt; aber es kostete ihr doch eine unsägliche Anstrengung, den Namen auszusprechen.

„Ich weiß jetzt, wen du meinst, den Lieutenant Stranieri."

„Stranieri sagst du? Was für ein origineller Name! Aber der junge Mann selbst scheint mir sehr originell zu sein. Er hat einen ganz eigentümlichen aristokratischen Typus. Ich habe ihn vorhin reden hören, er ist geistreich und spricht französisch wie ein Pariser; man sollte ihn gar nicht für einen Italiener halten, nicht wahr? Er erinnert mich ... warte ... wem sieht er doch ähnlich? ... Mein Gott, wem gleicht er doch?"

Sie schwieg nachdenklich und suchte sich zu erinnern, während Bianca totenbleich, mit weit geöffneten Augen atemlos wartete.

„Ich finde es nicht," sagte endlich die Herzogin entmutigt. „Er muß jemand ähnlich sehen, den ich vor Jahren in Gesellschaft gesehen habe. Ob in Rom oder in Paris weiß ich nicht. ... Ist er Lombarde?"

„Nein; ... das heißt, ich weiß es nicht ... ich glaube nicht. ... Er ist ein Freund Febos."

„Und er heißt Stranieri? Wirklich Stranieri tout court und nicht das kleinste Krönchen dabei? ... Ich habe niemals einen aristokratischeren Typus gesehen. Ich glaube gehört zu haben, daß er diesen Winter nach Florenz in Garnison kommt. Wirst du ihn bei dir empfangen?"

„Ich?" lispelte Bianca. „Jawohl; ... ich glaube. Er ist immer bei mir ein und aus gegangen."

„O, dann werde ich ihn auch einladen. Er hat Geist, und dann ist er ein wunderschöner Mensch; einer von den Leuten, die durch ihre bloße Gegenwart einen Salon schmücken, nicht wahr?"

Bianca nickte, ohne zu antworten.

„Folge mir," fuhr die Herzogin lebhaft fort, „geh und leg dich zehn oder fünfzehn Minuten aufs Sofa. Man sieht dir's an, daß dich all der Trubel schrecklich ermüdet hat."

Obgleich die Marchesa in der That entsetzlich müde war, befolgte sie doch den Rat der Freundin nicht. Ein schmerzlicher Zauber, der stärker war als ihr Wille, zwang sie, zu ihren Gästen zurückzukehren. Als sie in den Saal trat, befiel sie eine plötzliche Beklemmung; sie begab sich an das Balkonfenster, das die Aussicht auf den Garten bot, denn sie

fühlte das Bedürfnis, freie Luft zu atmen und sich zu sammeln. Aber nach wenigen Minuten hörte sie leichte, elastische Schritte hinter sich und erriet, daß es Alberto war, noch ehe sie ihn sah.

Er trat heiter und höflich neben sie und erging sich in Bewunderung über die Schönheit Arcellos und die prachtvolle Villa.

Bianca schwieg und versuchte vergebens das wilde Pochen ihres Herzens zu bändigen. Eine wahnsinnige Mutterzärtlichkeit, noch gesteigert durch die schrecklichen Erinnerungen, die diese Umgebung in ihm wachriefen, zerriß dies Herz und eine brennende Sehnsucht überkam sie, ihren Sohn zu umarmen, ihn hier, angesichts dieses Gartens, angesichts des Pfades, der zum Châlet führte, an ihr Herz zu drücken.

Er plauderte lustig und glücklich weiter und strich mit seiner weißen Hand sein reiches goldiges Haar aus der Stirn.

Bianca unterdrückte einen Schrei, der sich auf ihre Lippen drängte. Diese Bewegung! ... O diese Bewegung! ... Ganz wie Stanis! ...

Sie wagte nicht, selbst nicht in Gedanken, die Vergangenheit aufzufrischen, aber ihre Hände umklammerten die Brüstung, umklammerten sie so fest, daß die Eisenstäbe ihr ins Fleisch schnitten.

„Wissen Sie schon," fuhr Alberto fort, „daß ich diesen Winter nach Florenz in Garnison komme?"

„Ja," flüsterte die Marchesa, „ich weiß es, freuen Sie sich darüber?"

„Gewiß; es macht mir große Freude. Wenn Sie mir erlauben, werde ich Ihnen oft meine Aufwartung machen."

„Ja," antwortete sie. „Ich werde Sie immer gern bei mir sehen."

Das war alles! Eine höfliche Antwort auf eine höfliche Frage. Und doch liebte sie ihn in diesem Augenblick mit trunkenem Entzücken, fühlte eine wilde Mutterzärtlichkeit für ihn. Es entstand eine kleine Pause, dann fragte er plötzlich: „Was ist das für ein reizendes Gebäude dort oben? ... Dort auf jenem Hügel?"

Sie schaute ihn an, als habe sie ihn nicht recht verstanden, dann sagte sie kalt: „Ein Nebengebäude der Villa," und stützte den Kopf müde auf die Hand.

„Mama!" rief Febo, der in diesem Augenblick mit einigen Offizieren aus dem Garten kam.

Sie richtete sich auf und antwortete laut: „Febo, Febo, hier bin ich!“

„Oho!“ schrie Febo lustig herauf. „Wen sehe ich da neben dir? Sage Alberto, er soll herabkommen; wir gehen in den Stall, um meine Rappenstute zu besehen.“

Man war sehr vergnügt beim Diner gewesen und bald darauf hatte die Jugend zu tanzen begonnen. Allerdings waren Grazia di Monte, Zoraide Bottacci und die beiden Töchter des Syndikus, die man zu dem improvisierten Balle eingeladen hatte, die einzigen Tänzerinnen, aber die Offiziere waren unermüdlich, sie wechselten miteinander ab, und so geschah es, daß Alberto und Grazia mehrere Male zusammen tanzten. Jetzt schwieg die Musik und die Gesellschaft hatte sich in den Sälen des Erdgeschosses zerstreut. Einige der Gäste hatten sich auch unter die Säulenhalle begeben, um Kühlung zu suchen.

Alberto und Grazia hatten sich, ohne es zu bemerken, von den andern getrennt und standen etwas abseits am Rande der Säulenhalle schweigend vor dem Garten. Beide waren unter dem Banne des geheimnisvollen Zaubers, den dieser idyllische Raum auf sie ausübte. Die hohen grünen Wände warfen lange, dunkle Schatten auf die mondbeschienene Fläche, die daneben blendend weiß erschien, und der Springbrunnen murmelte leise und eintönig.

„Wie schön!“ sagte endlich Alberto entzückt, indem er sich zu Grazia wandte und durch seinen Blick eine Bestätigung seiner Worte zu verlangen schien.

„Ja,“ antwortete Grazia, „es ist wunderschön.“

„Sie wohnen in Florenz, nicht wahr?“ fragte Alberto plötzlich.

„Jawohl. Kennen Sie die Stadt?“

„Ich war mehrere Jahre dort auf dem Gymnasium, bei den Scolopii.“*)

„Also waren Sie Schulkamerad des Marchese d'Arcello?“

„Gewiß. Sie sehen, daß wir schon von alters her Freunde sind; ich werde niemals die große Güte und Freund-

---

*) Scolopii — verstümmelt von Scuole pie, eine von Geistlichen geleitete Erziehungsanstalt, die zur Universität vorbereitet — unsern Gymnasien entsprechend. Anm. d. Uebers.

lichkeit vergessen, die mir im Palaste d'Arcello zu teil geworden ist."

„O," sagte Grazia mit plötzlicher Begeisterung, „wie freue ich mich!"

„Ueber was?" fragte Alberto lachend.

„Daß auch Sie die Marchesa kennen und schätzen. Sie ist die intimste Freundin meiner Mutter. Und ich . . . bete sie an," fügte sie mit lieblicher, unwillkürlicher Offenheit hinzu.

„Ich ebenfalls," sagte Alberto ernsthaft.

Grazia schlug die Augen zu ihrem Tänzer auf; in ihrem Blick war keine Spur von Unglauben zu lesen, nur ein unsäglich frohes, tiefes Verständnis.

„Ist vielleicht die Marchesa auch eine Freundin Ihrer Mutter?" fuhr sie fort.

Er antwortete nicht sogleich, dann sagte er langsam: „Ich bin nicht so glücklich wie Sie, gnädiges Fräulein. Ich habe weder Vater noch Mutter; ich stehe allein."

Grazias Herz wurde schmerzlich von dieser Antwort betroffen. Wie bitter warf sich die Arme vor, unvorsichtig eine so schmerzliche Saite berührt zu haben!

„Verzeihen Sie," lispelte sie, indem sie ihn mit süßem, ahnungslosem Mitleid anschaute, das ihn nicht beleidigen konnte. „Wie leid thut es mir und wie sehr bedaure ich Sie, daß Sie verwaist sind!"

Er erhob das Haupt und genoß mit nie gekannter, furchtbar süßer Empfindung die unbewußte Wohlthat des Wortes „verwaist". Und Grazia erfuhr niemals, wie unsäglich wohl und wie unsäglich weh sie ihm in ihrer Unschuld durch dieses Wort gethan hatte.

Ein Uhr war vorüber, als die Marchesa sich in ihr Schlafzimmer zurückzog. Der Tag war anstrengend für die Herrin des Hauses gewesen und Bianca sah auch wirklich so blaß aus, daß die Kammerjungfer sich die Frage erlaubte, ob die Frau Marchesa sich unwohl fühle.

Bianca schüttelte den Kopf und meinte, daß sie nur ein wenig müde sei.

Das Kammermädchen waltete schweigend ihres Dienstes und Bianca war im Begriff, sie zu entlassen, als es ihr noch einfiel, zu fragen, ob die Zimmer ihren Befehlen gemäß verteilt worden seien.

„Versteht sich! Die Befehle der Frau Marchesa sind ausgeführt worden. Der Oberst und der Major haben die besten Zimmer erhalten, die andern Offiziere wohnen im zweiten Stock."

„Alle?"

„Nein, nicht alle. Einer ist mit Don Febo gegangen."

Bianca wandte sich rasch um. „Einer? Wer?"

„Der in der schwarz und gelben Uniform, der schöne, blonde junge Herr, der ein Freund von Don Febo ist."

„So . . . der ist mit Don Febo gegangen. Aber wohin? Auf sein Zimmer?"

„O nein. Als alles eingerichtet war, stellte sich's heraus, daß ein Zimmer für einen Lieutenant fehle; Don Febo hat ihm das seinige abgetreten und ist mit seinem Freunde fortgegangen."

„Wohin?" fragte Bianca ungestüm. „Wohin?"

Die Zofe wußte es nicht genau. Es war ihr, als habe sie Don Febo den Verwalter fragen hören, wo die Schlüssel zum Gartenhaus dort oben, zum . . . Châlet seien.

„Zum Châlet!" schrie Bianca auf und sprang so erregt von ihrem Sitze auf, daß das Mädchen erschrocken einen Schritt zurückwich.

Die Marchesa faßte sich sofort. Sie setzte sich wieder und strich mit der Hand über die Stirn. Sie war so müde.

„Schon gut," sagte sie zu der Zofe. „Ich bedarf nichts mehr. Du kannst gehen."

Sobald sie allein war, sprang sie mit einer irren Gebärde wieder auf. Febo und Alberto waren zusammen in das Châlet gegangen! . . . Sie würden zusammen in jenen Räumen schlafen. Sie hatte dieselben seit dreiundzwanzig Jahren . . . seit jenem Abende nicht wieder betreten. Nach der Abreise der Geschwister Zamenoiwsky hatte es niemand mehr bewohnt und die ersten Gäste, die es wieder beherbergte, sollten sie sein. Ein grausames Zusammentreffen kleiner, gleichgültiger Umstände führte ihre beiden Söhne in das Châlet!

Nein . . . dieser Gedanke war zu entsetzlich! Sie konnte ihn nicht ertragen, konnte hier nicht unthätig verharren. . . . Ohne recht zu wissen, was sie wollte, was sie thun würde, nur von der wahnsinnigen Furcht getrieben, die sie erfüllte, warf Bianca eilig ein dunkles Gewand über, ging durch das Toilettenkabinett, stieg im Dunkeln die Dienstbotentreppe hinab, fand das Pförtchen nur angelehnt und gelangte unter die Säulenhalle. Die frische Luft that ihr wohl; sie ver-

mochte ihre Gedanken etwas zu sammeln und sich ihren Zweck klar zu machen. Sie wollte sich vergewissern, ob ihre Söhne wirklich nach dem Châlet gegangen wären, wollte, ungesehen von ihnen, sich ebenfalls dahin begeben. Das wollte sie und um jeden Preis.

Tiefes, feierliches Schweigen war dem geräuschvollen lebendigen Treiben gefolgt, das noch vor kurzem hier geherrscht hatte. In der Villa war alles still und die Gegenwart der Gäste verriet sich nur durch das matte Licht, das hie und da durch die geschlossenen Jalousieen schimmerte. Die Nacht war wundervoll und der Mond strahlte hell am wolkenlosen Himmel. Die Schatten der hohen grünen Wände schienen den Garten in zwei Hälften zu teilen, von denen die eine in weißem Lichte erglänzte, die andre in tiefes Dunkel gehüllt war. Zwei junge Männer stiegen zusammen auf der einen Seite der Doppeltreppe empor. Im Mondlicht sah man deutlich ihre schlanken, eleganten Gestalten und durch die Stille der Nacht erklang der Widerhall ihrer fröhlichen Stimmen und ihres lauten, lustigen Lachens.

Bianca folgte ihnen von weitem, im Schatten hinschleichend, und gelangte so ebenfalls auf die Terrasse und in den oberen Garten. Der Kiesweg schlängelte sich noch immer bis zum Châlet, aber die Gebüsche links und rechts von demselben waren fast zu Boskettѕ herangewachsen. Bianca drängte sich vorsichtig durch die dichtverwachsenen Zweige, ohne ihre Söhne aus den Augen zu verlieren. Eine Sekunde lang blieben diese im Eifer der Unterhaltung stehen; auch sie hielt ihren Schritt an, und von der Stelle aus, wo sie während eines Augenblicks regungslos stand, sah sie zu ihrer Linken von ferne die weiße Front eines alten, nicht mehr benutzten Treibhauses im Mondlichte schimmern. Endlich gelangte sie in die Nähe des Châlets und blieb im Schatten des Wäldchens dort stehen.

Die beiden jungen Männer standen in der Vorhalle vor der Thür, welche Febo zu öffnen versuchte, aber der verrostete Schlüssel drehte sich nicht im Schlosse. Das üppig wuchernde Geißblatt schien durch seine verschlungenen Zweige den versuchten Eintritt verwehren zu wollen und ein dünner Epheuzweig, der sich an den hölzernen Thürflügel angeklammert hatte, zog eine kurze, scharfe Linie über den Pfosten. Plötzlich drehte sich der Schlüssel im Schlosse, der Epheuzweig zerriß und eine feuchte, dunkle Höhlung starrte den Eindringenden entgegen.

Bianca rührte sich nicht. Sie hörte die Dielen im Inneren des Gebäudes unter starken, eiligen Schritten knarren und erriet, daß die jungen Leute in den achteckigen Salon eintraten. Plötzlich wurden die Läden aufgerissen und aus dem erhellten Saale trat Alberto auf den Altan.

Nein . . . nicht Alberto . . . Stanis!

Eine fürchterliche Vision. Die Vergangenheit in täuschendster Aehnlichkeit zurückbringend, stand der Jüngling hochaufgerichtet in der Mitte des Altans. Er hielt die Arme über der Brust gekreuzt und schaute sich ruhig, unbefangen und ahnungslos um . . . während wenige Schritte von ihm entfernt ein Mutterherz so stürmisch pochte, daß es zu brechen meinte.

„He!“ schrie Febo von innen. „Komm her und sieh, wie wir uns in diesem verwunschenen Schlößchen einrichten können.“

„Warte einen Augenblick,“ rief Alberto zurück, „es ist so schön hier.“

„Komm doch, komm!“ drängte Febo; aber als er sah, daß der Freund nicht auf ihn hörte, kam auch er heraus und stützte sich neben Alberto auf das ganz von Schlingpflanzen überwucherte Geländer des Altans. Und Bianca sah sie nebeneinander stehen, sah beide, vom selben Mondesstrahle geküßt, sich in den stillen Frieden der Nacht versenken.

„Wie reizend dieses Chalet ist,“ bemerkte Alberto endlich. „Es ist das reinste Idyll.“

„Jawohl,“ erwiderte Febo lachend. „Es ist nur schade, daß . . . aber jetzt komm.“

Damit ging er in den Saal zurück und Alberto folgte ihm anscheinend widerwillig.

Bianca rührte sich nicht von ihrem Beobachtungsposten. Sie hatte sich zwischen zwei große Baumstämme niedergelassen, denn sie fühlte, daß sie jeden Augenblick schwächer wurde. Sie litt nicht; eine Art Betäubung hatte sich ihrer bemächtigt und durchdrang mit seltsamem Wohlgefühl ihr ganzes Sein. Ihre ganze Seele wohnte in ihrem Auge und diese Seele schaute dort hinauf.

Die Jünglinge waren noch immer in dem achteckigen Salon und Bianca merkte, daß sie darin herumstöberten, denn ihre Schatten glitten ruhelos vor der geöffneten Thür des Balkons hin und her. Dann sah man sie eine kleine Weile nicht mehr und hörte ein Geräusch, als ob an einem schweren Möbel gerückt würde.

Bianca hob den Kopf und versuchte vergebens sich die Ohren zuzuhalten; sie erriet, daß sie dort eben den Flügel geöffnet hatten.

So war es. Alberto hatte den Flügel aufgeschlagen und versuchte jetzt auf den vergilbten Tasten einen Accord anzuzuschlagen. Ein furchtbar verstimmter, unharmonischer Klang, ein Gewirr kreischender, schriller Töne brach grausam das heilige Schweigen der Nacht und trug nach dreiundzwanzigjährigem Schweigen das zu Biancas Ohr, was in Stanis' Flügel von jenen leidenschaftlichen Melodieen zurückgeblieben war, die ihr einst die ganze Größe und unbezähmbare Glut seiner Leidenschaft verraten hatten. Und dieser Klang, diese grausame Erinnerung wurde durch Alberto erweckt ... während er dort oben ... im achteckigen Salon des Châlets mit Febo ... scherzte.

Bianca stieß einen leisen Schrei aus, so leise, daß er in dem plötzlichen erschreckten Gezwitscher der Sperlinge verklang, die der schrille Nachhall dieses einzigen Accordes aufgescheucht hatte. Aber nach einem Augenblicke herrschte wieder tiefe Stille in dem Gehölze. Die Sperlinge hatten die Köpfchen unter die Flügel geborgen und schliefen ruhig weiter und Donna Bianca lag ohnmächtig in dem kühlen Schatten des Wäldchens.

Als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte, ging der Mond unter und das Châlet lag wieder stumm und tot. Die Fenster waren geschlossen und die Jünglinge schliefen in den schmucklosen Räumen. Sie blieb noch eine Weile regungslos stehen, bis sie die Kraft fühlte, sich zu entfernen. Dann erst schlich sie erschöpft, erstarrt und gegen fortwährenden Schwindel ankämpfend, im Schatten der Bäume der Villa zu, die sie nach dreiviertel Stunden gebrochen und fast betäubt erreichte, ohne bemerkt zu werden. Und dort unten, jenseits des Gartens, erklang lustig das Schmettern der Tagwache, die das schlummernde Lager zu fröhlichem Tagewerk weckte.

Neunzehntes Kapitel.

Alberto erhob sich, als der Marchesa ein Besuch gemeldet wurde, er war sehr lange geblieben.

Seitdem Bianca wieder nach Florenz zurückgekehrt war, sah sie den jungen Artillerieoffizier oft. Er verkehrte in den

vornehmsten Kreisen; sie hatte oft Gelegenheit, ihn in den Salons zu treffen, die sie besuchte, und mit Schmerz und Stolz Zeuge der unbestreitbaren Erfolge des jungen Mannes zu sein. Aber mehr noch als diese zufälligen Begegnungen beglückten sie die langen Besuche Albertos, zu denen sie ihn nie aufforderte, die er ihr aber sehr oft freiwillig machte. . . .

In diesen Stunden schien es ihr, als ob die Barmherzigkeit Gottes ihre harte, lebenslange Strafe durch eine kurze Unterbrechung mitleidig lindere und ihr erlaube, sich einen Augenblick lang der Täuschung hinzugeben, daß sie offenkundig und stolz seine glückliche Mutter sei. Sie berauschte sich an dem Klange seiner Stimme, gab sich im stillen dem Entzücken hin, mit dem seine Gegenwart sie erfüllte, ergötzte sich an seiner berückenden Liebenswürdigkeit, seiner Schönheit und seinem Geiste. Sie wußte ihn anzuregen und kam dem Triebe seines offenen, redlichen Charakters, sich auszusprechen, auf halbem Wege entgegen. Wenige Augenblicke ausgenommen, in denen das Bewußtsein ihres grausamen Geschickes sie unvermutet und fast heimtückisch im vollen Entzücken ihrer köstlichen Täuschung überfiel, fühlte sich die Marchesa Bianca in dieser Zeit fast glücklich.

Heute war sie es gewiß. Alberto war über eine Stunde bei ihr geblieben; sie hatten tausend Dinge berührt und er war sehr mitteilend und fast liebevoll zu ihr gewesen. Er hatte ihr viel von seinem geselligen Leben erzählt, das ihm gefiel, ohne ihn zu blenden, ihn beschäftigte, ohne ihn zu absorbieren; er hatte sich vielleicht weniger glänzend, aber noch besser als sonst gezeigt. Er sprach wie ein Mensch, dessen Seele von einem süßen, aber noch unklaren Gefühle erfüllt ist, den jene heimliche Erregung beherrscht, die uns das Leben in lieblichem, rosigem Lichte zeigt. Sie hatte sogleich bemerkt, daß Alberto sich im Banne eines starken Eindruckes befand, und wollte eben versuchen, mit ängstlicher Vorsicht die Tiefen dieses edlen Herzens zu erforschen, als ihr Gespräch plötzlich durch die Meldung eines Besuches unterbrochen wurde.

Die Marchesa Bianca biß sich ärgerlich auf die Lippen und warf einen unfreundlichen Blick nach der Thür, vor welcher man schon langsame, schwerfällige Schritte hörte. Aber als sie den Eintretenden erkannt hatte, beschränkte sie sich darauf, ihrem Aerger durch einen erstickten Seufzer Ausdruck zu geben.

Der so zur Unzeit erschienene Besuch war ein alter Hausfreund, der die Wahrheit in Bezug auf Alberto Stranieri

kannte, das heißt, zu kennen glaubte, der Advokat Guaretti. Die Marchesa reichte ihm mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit die Hand und wandte sich dann wieder zu Alberto, der im Begriff, sich zu verabschieden, vor ihr stand: „So amüsieren Sie sich denn bei Giulia und hüten Sie sich, daß Sie mit diesen unaufhörlichen Bällen Ihrer Gesundheit nicht schaden. Grüßen Sie Grazia von mir."

„Seien Sie überzeugt, Marchesa, daß ich Ihren Auftrag ausrichten werde. Ich werde die Ehre haben, den Kotillon mit Donna Grazia zu tanzen, und sollten Ihnen die Ohren klingen . . ."

Sie schaute ihn mit süßem Lächeln an und er neigte sich, um ihre Hand zu küssen.

„Und Febo?" fügte er dann hinzu, „dürfen wir hoffen, ihn heute abend bei der Herzogin zu sehen?"

„Ich bitte Sie, sprechen Sie mir nicht von diesem Bären. Ich werde heute bei Tische versuchen, ihn dazu zu bereden, aber ich hoffe wenig auf Erfolg. Diese verwünschten Geschäfte haben ihn so verändert, daß ich ihn fast nicht wieder erkenne. Alle Augenblicke entwischt er mir nach Arcello; er ist erst heute früh von dort zurückgekehrt und ich habe ihn noch nicht gesehen."

„In der That, man sieht ihn nirgends mehr, weder in den Cascinen, noch bei Doney*). Aber er soll sich nur hüten . . . wenn ich ihn erwische, will ich ihn tüchtig ausschelten. Ueberlassen Sie ihn nur mir, Marchesa."

Er verneigte sich graziös und ehrerbietig vor der Marchesa und dem Advokaten und verließ den Salon.

Die Zurückbleibenden schwiegen eine kleine Weile, dann murmelte Guaretti fast unwillkürlich: „Welch schöner junger Mann!"

Bianca antwortete nicht; eine leise Röte stieg in ihre Wangen und in diesem Augenblicke war auch sie schön.

„Ich habe gehört," fuhr der Advokat fort, „daß er viel in Gesellschaft geht, daß er überall gern gesehen ist und daß besonders die Damen . . ."

„Ja," erwiderte Bianca leise. „Er hat sich Bahn zu brechen gewußt."

„Und das nicht allein in der Gesellschaft. Ich höre,

---

*) Café Doney, Sammelplatz der eleganten jungen Männerwelt. Anm. d. Uebers.

daß er auch im Regimente, sowohl von seinen Kameraden, wie von seinen Vorgesetzten, vergöttert wird. Er wird ohne Zweifel eine schöne Carriere machen. Sie müssen stolz sein, Frau Marchesa, auf die großmütige That, die Sie . . ."

Bianca wandte sich ungestüm, mit funkelnden Augen und halb geöffneten Lippen zu ihm; aber statt zu sprechen, lehnte sie sich eine Sekunde wie erschöpft in den Lehnstuhl zurück. Dann fragte sie, indem sie sich wieder aufrichtete, mit gleichgültigem Tone: „Was gibt es Neues, Guaretti?"

Der Advokat zögerte ebenfalls mit der Antwort und sein ehrliches Gesicht nahm sogleich wieder den traurigen, ernsten Ausdruck an, den die Begegnung mit Alberto für einen Augenblick verscheucht hatte.

„Ach!" sagte Bianca, als sie sein Zaudern sah, „diese verwünschten Geschäfte! . . . Sie werden mir auch noch wie Febo . . . also lassen Sie hören. . . . Hat eine Bank falliert? . . . Ist ein Kapital in Rauch aufgegangen? . . ."

„Nein, Frau Marchesa. Es handelt sich nicht um Geschäfte im strengen Sinne des Wortes. . . . Ich . . . Sie sprachen vor einem Augenblick von Ihrem Sohne."

Eine dunkle Röte und der Ausdruck peinlicher Ungewißheit überflogen die Züge Biancas und mit erstickter Stimme fragte sie: „Von . . . wem?"

„Von Febo," antwortete der Advokat.

Sie holte tief Atem. „Ja, ja von Febo." Dann starrte sie Guaretti an und schrie auf: „Was ist's mit ihm . . . ist ihm etwas zugestoßen?"

Guaretti beruhigte sie durch einen Wink. „O nein . . . nicht das geringste. Ich habe nur einen Auftrag von ihm erhalten . . . einen Auftrag," fuhr er nachdrücklich fort, „den ich gern um . . . um jeden Preis zurückgewiesen hätte . . ."

„Warten Sie einen Augenblick," unterbrach ihn die Marchesa. „Da Sie mit mir über Febo zu sprechen haben, so thun Sie es nicht hier. . . . Lassen Sie uns hinüber gehen."

„Hinüber" bedeutete das Zimmer, wo der Marchese Bruno gestorben war; seine Witwe bewohnte es noch immer, schlief aber in einem anstoßenden Kabinett.

Nichts war aus diesem Zimmer entfernt worden; nur zwei Dinge hatten das Mobiliar vervollständigt: ein großer antiker Schreibtisch mit eingelegter Arbeit und eine Marmorbüste Brunos in Lebensgröße, die nach der Totenmaske von Dupré angefertigt war. Ueber das Bett war eine gelbe

Damastdecke gebreitet und auf dem Nachttischchen befanden sich ein Kruzifix von Ebenholz und eine Stutzuhr, deren Zeiger auf die Stunde und die Minute wiesen, in der der Gatte Biancas den letzten Atemzug gethan hatte.

Die Marchesa setzte sich vor den Schreibtisch und lud Guaretti durch eine Handbewegung ein, auf einem nahestehenden Lehnstuhle Platz zu nehmen.

„Jetzt sprechen Sie," sagte sie. „Ich bin bereit, zu hören."

Der arme Guaretti befand sich in tödlicher Verlegenheit. „Haben Sie," begann er endlich in abgerissenen Sätzen, „haben Sie nicht bemerkt, daß Febo sich . . . daß er . . . sich in etwas ungewöhnlicher Gemütsverfassung befindet?"

„Ja," antwortete Bianca, „ich habe es bemerkt; Febo ist seit einiger Zeit ganz verstört. Er würde, wenn ich ihn dazu veranlaßt hätte, mir gewiß schon seinen Kummer anvertraut haben, aber ich zog vor, zu warten, weil ich sicher war, daß die Stunde kommen werde, wo er mir sein Herz ausschütten würde. Nur hätte ich nicht geglaubt, daß . . ."

„Daß Febo eines Vermittlers bedürfen werde, nicht wahr?"

„Ja," sagte Bianca offenherzig. „Wir haben nie eines bedurft. Febo weiß, wie sehr ich ihn liebe."

„Gewiß, Frau Marchesa, gewiß. . . . Und eben, weil er es weiß, weil er davon überzeugt ist . . . hofft er, daß Sie sich seinem sehnlichsten Wunsche nicht abgeneigt zeigen werden."

„Ich?" . . . rief Bianca heftig. „O, Guaretti, aber Sie wissen doch . . ."

„Ich weiß alles, Frau Marchesa; ich weiß alles. Aber gerade, weil ich weiß, wie sehr Sie jeden Wunsch Ihres Sohnes zu erfüllen suchen, verhehle ich mir nicht, wie schwierig dies in diesem Falle sein wird. Glauben Sie mir, Frau Marchesa, ich befinde mich in der grausamsten Verlegenheit. Ich bin tief betrübt, daß ich Ihnen den Entschluß Febos mitteilen muß; hätte ich mir doch nimmer träumen lassen, daß dieser Bottacci . . ."

„Bottacci? . . . Der Verwalter? . . . Was hat er denn begangen? . . . Vielleicht einen Unterschleif? . . . Hat er unser Vertrauen mißbraucht? . . . Aber was hat Febo damit zu thun?"

„Gerade Febo hat damit zu thun. . . . Großer Gott! . . . Wie soll ich es nur sagen. Seine Tochter."

Bianca erhob sich starr. „Wie?" kreischte sie. „Wie? . . . Mein Sohn?" . . .

„Nein," fiel ihr Guaretti eilig in die Rede. „Das nicht . . .

dem Mädchen . . . kann man nichts nachsagen. . . . Aber Febo ist. . . .“ Er verstummte.

„Aber so sprechen Sie doch,“ schrie Bianca, „sprechen Sie um Gotteswillen!“

Guaretti sprach. Er sagte Bianca, ihr Sohn, Febo d'Arcello, habe ihn beauftragt, ihr mitzuteilen, daß er entschlossen sei, Zoraide Bottacci, die Tochter des Gutsverwalters von Arcello, zu heiraten, und daß er dazu die Einwilligung seiner Mutter zu erhalten wünsche.

Zwanzigstes Kapitel.

Das Mittagessen war zu Ende; die Marchesa erhob sich und Febo folgte ihrem Beispiele. Sie begaben sich beide in den kleinen Salon und der Kaplan, den das düstere Schweigen, das während der Mahlzeit geherrscht, verschüchtert hatte, folgte ihnen von weitem, während er sie verstohlen betrachtete. Wie finster sah Don Febo aus! Er sowohl wie die Marchesa hatten fast keinen Bissen gegessen und so trieben sie es schon seit zehn oder zwölf Tagen.

Das Feuer prasselte lustig im Kamin, aber Don Gabrio war der einzige, der von der Wärme profitierte. Mutter und Sohn nahmen weder am Kamin, noch nebeneinander Platz, die Marchesa hatte sich an das Nähtischchen gesetzt und Febo zerriß heftig den Umschlag einer soeben eingetroffenen Zeitung. Niemand sprach ein Wort, und Don Gabrio dachte nach . . . dachte so ruhig und still nach, daß er einnickte.

Plötzlich schrak der Arme zusammen und riß die Augen auf. Febo hatte ihn gerufen. Aber mit welcher Stimme! Himmlischer Vater, mit welch lauter, zorniger Stimme!

„Was? . . . Da bin ich . . . was befehlen Sie?“ stotterte der gute Priester mit so komischem Schrecken, daß Febo ein Lächeln unterdrückte und sanfter fortfuhr: „Möchten Sie mir einen Gefallen thun? Ich muß Don Teodoro ein Buch schicken und zwar sogleich; es liegt schon eingewickelt in meinem Zimmer auf dem Tische.“

„Sehr wohl . . . sehr wohl, Don Febo, ich werde es besorgen. Frau Marchesa, ich empfehle mich Ihnen ergebenst.“

„Guten Abend, Don Gabrio,“ erwiderte Donna Bianca. „Da Sie schon hinuntergehen, will ich Sie auch um einen

Gefallen bitten; sagen Sie dem Portier, daß ich heute abend keine Besuche empfange!“

„Ja, Frau Marchesa; es soll alles besorgt werden. Ihr Diener!“

Don Gabrio war fortgegangen; Mutter und Sohn waren allein, aber das Schweigen dauerte fort. Febo hatte die Zeitung fallen lassen und biß sich auf die Lippen, während er den leeren Lehnstuhl anstarrte. Jetzt that es ihm fast leid, sich Don Gabrios entledigt zu haben; vielleicht war die Herausforderung zu scharf gewesen. ... Indessen, sie hatte einmal stattgefunden und Donna Bianca hatte sie nicht nur verstanden, sondern durch den Auftrag an den Kaplan auch angenommen.

Febo fühlte, daß er nicht genügend vorbereitet sei. Und dennoch ... ja ... diesem heimlichen, hartnäckigen Kampfe mußte ein Ende gemacht werden.

„Febo!“ sagte plötzlich die Marchesa sanft, „du leidest. ...“

Der Sohn fühlte, wie sich sein Herz zusammenzog. Nun fing sie an und mit diesem Tone! Und er mußte sich ihr widersetzen.

„Ich?“ antwortete er spöttisch. „Nicht im geringsten. Ich möchte nur wissen, ob du dich entschlossen hast ...“

Bianca unterdrückte ein Aufschluchzen und schüttelte den Kopf. „Ich habe dir schon geantwortet, mein Sohn,“ sagte sie sanft.

Febo fuhr zornig auf. „Nein?“ rief er heftig, „nochmals nein, immer nein, nicht wahr? ... Du hast einmal nein gesagt und nun muß es so bleiben. ... Und ich Thor, ich glaubte ... ich hoffte ...“

Er ergriff ein hölzernes Papiermesser, das auf dem Tischchen lag, und zerbrach es in Stücke.

„Febo, du konntest nicht hoffen, du konntest nicht glauben, daß deine Mutter ihre Zustimmung zu etwas geben würde, das sie nicht für geeignet hält, dich glücklich zu machen.“

„Nicht geeignet! So, diese Heirat ist nicht geeignet, mich glücklich zu machen? Und doch kann sie allein mir Glück geben! Es ist wahr, Zoraide ist arm und von geringem Stande. Aber stellst du diese Thatsache, stellst du ein kleinliches aristokratisches Vorurteil dem Glücke deines Sohnes entgegen?“

„Nein, das bestimmt mich nicht. Natürlich hatte ich eine passende ... eine deines Ranges und Namens würdige Verbindung für dich gewünscht. Ich hatte geträumt ...“

„Ich weiß es," unterbrach sie Febo brüsk. „Du dachtest an Grazia di Monte. Aber ich habe dir gesagt, daß ich sie nicht liebe, daß ich sie niemals lieben werde."

„Und darum habe ich kein Wort mehr darüber verloren, Febo ... denn eine Konvenienzheirat ohne Liebe ist ... muß etwas sein ... das man niemand wünschen kann."

„Nun denn?" rief der Jüngling, „wenn das wahr ist, warum willst du nicht, daß ich Zoraide heirate?"

„Weil ich nicht glaube, daß sie für dich paßt."

„Und meine entgegengesetzte Meinung scheint dir nicht beachtenswert?"

„Du liebst sie! ... Leider."

„Und die Liebe macht blind, nicht wahr? Verzeih! ... Aber du, die immer wie eine Heilige gelebt hat, du kannst nicht wissen, was Leidenschaft ist."

Sie wurde sehr bleich und senkte das Haupt.

„Zu deiner Zeit," fuhr Febo fort, „mit den damaligen Vorurteilen, was war da die Liebe, was war die Ehe? Nichts weiter als ein Geschäft. Und haben wir nicht etwa ein Beispiel in unsrer Familie? Wie bist du verheiratet worden, wie hat dich mein Vater geheiratet? ... An der Stelle meines Oheims Febo."

Bianca schnellte von ihrem Sitze empor. „Schweige," schrie sie, „schweige!"

Betroffen über ihre Heftigkeit verstummte Febo, aber nach einem Augenblick nahm er wieder das Wort. „Meinetwegen. ... Lassen wir die Toten ruhen! ... Die Vergangenheit ist vergangen und mit ihr auch die abgeschmackten Vorurteile des Kastengeistes. Jetzt liebt man sich, und das genügt; jetzt fragt man nichts mehr nach Rang und Stand."

„Nein," sagte die Marchesa. „Aber man fragt noch immer nach Bildung."

„Freilich, sie ist keine von euren Zierpuppen; sie ist die Tochter eines armen Verwalters, die im ersten besten Kloster erzogen wurde ... um Sticklehrerin zu werden. ... Aber die Liebe macht alles gleich. ... Sie ist jung; wir werden sie erziehen, und du ..."

„Ich?" unterbrach ihn die Marchesa stolz. „Ha, du glaubst, daß ich es übernehmen würde, ein Mädchen, das du mir als Schwiegertochter aufdringst, ein Weib, das ich deiner nicht für wert halte, wie meine Tochter zu erziehen? ... Du träumst, mein Sohn!"

„Ha!“ schrie Febo außer sich, „willst du vielleicht sagen, daß Zoraide . . .“

Donna Bianca schwieg einen Augenblick, dann fuhr sie mit sichtlicher Ueberwindung fort: „Ich weiß nichts, was dem Charakter dieses . . . Mädchens zum besondern Nachteil gereichte, aber der Gedanke an die Hinterlist, mit der man meinem Sohne nachgestellt hat. . . .“

„Nein,“ unterbrach sie Febo mit immer wachsender Erregung. „Es hat mir niemand nachgestellt. Ich bin es, der sie liebgewonnen hat, der sein Glück in dieser armen Familie fand. Und ist es deine Liebe für mich, die dich meinen Wünschen so geneigt macht? Es ist wahr, du hast mich mit Zärtlichkeit überschüttet, aber immer nur unter der Bedingung, daß ich mit deinen Augen sehe, daß ich in deiner Hand ein blindes Werkzeug, daß ich dein Sklave sei. Und jetzt, da ich ein Mann bin und mich als solchen fühle, da mein Herz lauter als eure erbärmlichen Vorurteile spricht, jetzt gilt dir ein kleinlicher Ehrgeiz mehr als das Glück deines Sohnes.“

Sie erhob sich und schloß ihm mit einer raschen Bewegung den Mund. Sie wollte sprechen, aber sie vermochte es nicht, und fiel, eine Hand aufs Herz gepreßt, wieder in den Lehnstuhl zurück.

Febo biß sich heftig auf die Lippen. Er sah ein, daß er grausam gewesen war, daß er über das Ziel hinausgeschossen hatte, und es that ihm weh. Aber er hatte sich gelobt, mutig und unerbittlich zu sein, um jeden Preis Sieger zu bleiben. Und seine Gründe dafür schienen ihm so heilig, wenn er sie allein bedachte oder mit seinem Freunde Bista Bottacci besprach.

Er erhob sich und begann im Salon auf und ab zu gehen, blieb aber bald wieder vor seiner Mutter stehen. Sie hielt das Gesicht in den Händen verborgen und er hörte sie leise schluchzen.

„Nun?“ sagte er, indem er einen heftigen und zornigen Ton anzuschlagen versuchte; aber er wußte nichts weiter zu sagen und stand regungslos und stumm vor ihr. Endlich kam ein Wort — demütig, fast zärtlich über seine Lippen. „Mama!“ rief er.

Er wartete einen Augenblick, und als er keine Antwort erhielt, löste er, fast gewaltsam, die Hände der Mutter; ihr Antlitz war in Thränen gebadet. „O Mama,“ rief er. „Weine nicht, nein, verzeih mir . . . sprich mit mir . . . schau mich an.“

Sie blickte ihn an, mitleidig, ohne Groll.

„Verzeih mir," wiederholte Febo, „ich wollte dich ja nicht . . . aber siehst du . . . bei Gott! ich bin außer mir."

„Ja," antwortete die Marchesa mild und nachsichtig. „Ja, du mußt sehr leiden, du mußt außer dir sein, daß du die Worte, die du vorhin sprachst . . . an mich richten konntest."

Febo ergriff ihre Hand und drückte sie mit leidenschaftlicher Innigkeit. „Ja," sagte er, „fürchte nichts; ich weiß, welch gute Mutter du mir immer warst. Und darum will ich ja auch, daß du zufrieden seist. Ich habe nie die Absicht gehabt, dir Kummer zu machen, ich möchte nur, daß du . . ."

„Ich verstehe dich, Febo, ich verstehe alles, was in dir vorgeht, was du fühlst. Aber eben, weil du Vertrauen zu mir hast, weil ich deine beste, deine aufrichtigste Freundin bin, darf ich dich . . . und mich selbst nicht belügen."

Demütig, bleich, die Augen voll Thränen stand er vor ihr. „O Mama! Ich würde wahnsinnig vor Freude," sagte er. „Ich liebe sie so sehr . . . sie ist so schön, so gut. Es ist wahr, sie ist nicht von unsrem Stande, aber was thut das eigentlich? Du hast mich immer so sehr geliebt, hast mir so viele Opfer gebracht, bringe mir auch dieses. Laß mich auf meine Weise glücklich sein! Du weißt, ich bin nicht ehrgeizig, ich brauche nur Glück. Und ich würde so sehr, so unsäglich glücklich sein, glaube es mir. . . ."

Bianca litt entsetzlich. „O Febo," sprach sie, indem sie die Hände auf das Haupt des Sohnes legte, der vor ihr in die Kniee gesunken war, „dringe nicht in mich; zerreiße mein Herz nicht; vertraue mir! Ich kann nicht . . . auf mein Gewissen, ich kann nicht."

„Aber warum nicht?" schrie Febo aufspringend, aufs neue vom Zorn verblendet. „Warum nicht?"

„Weil jenes Mädchen nicht für dich paßt. Glaube nicht, daß ich nur ihre soziale Stellung im Auge habe. Thue mir nicht so unrecht, vorauszusetzen, daß ein persönliches Gefühl, daß die Rücksicht auf Stand und Rang, wie gewichtig sie auch in Wirklichkeit sei, auf meinen Entschluß einwirke. Denke lieber, wie schwerwiegend die Gründe sein müssen, die mich dazu bestimmen."

„Ei," unterbrach sie Febo. „In der That sehr schwerwiegend! Irgend eine elende Verleumdung, das leere Geschwätz eines Müßiggängers. Und darum verweigerst du mir

hartnäckig deine Einwilligung, ohne zu bedenken, daß ich . . . schließlich . . ."

„Du bist mündig," fiel ihm die Marchesa kalt in die Rede. „Du kannst, wenn es dir beliebt, morgen schon die Frau in dein Haus führen, die ich nur deshalb nicht als Tochter annehme, weil ich sie nicht für geeignet halte, dein Glück zu begründen. Ist es das, Febo, was du vorhast?"

Er trat wieder zu ihr. „Ich? . . ." rief er. „Ich? . . ."

„Nicht?" fuhr die Marchesa erbarmungslos fort. „Was bedeutet dann dein ‚schließlich'? Bedenke, was du thust, Febo! Du hast mich schon einmal in grausamer Weise beleidigt; du hast eine Mutter geschmäht, die niemals ihrer heiligen Pflicht zuwider gehandelt hat. Jetzt würde ich es thun, wenn ich deinem Wunsche zustimmte."

„Aber ich trage die Verantwortung," versetzte Febo. „Und ich liebe Zoraide . . . hörst du? . . . Ich liebe sie . . . ich liebe sie," setzte er leidenschaftlich hinzu, sich an dem Klange dieses Wortes berauschend.

Erschöpft, aber unerschütterlich in ihrem Entschlusse, erhob die Marchesa das Haupt. „Nein," sagte sie nochmals kurz und scharf.

Febo stand einen Augenblick lang wie erstarrt. Dann rief er: „Schönen Dank!" und zu dem beleidigenden Spotte dieses Wortes gesellte sich ein rohes Gelächter.

Er warf die vergoldete Thür ungestüm hinter sich zu und wenige Sekunden später betrat er sein Wohnzimmer. Es war erleuchtet und vor dem Kamin, den Hut auf dem Kopfe und die Hände auf dem Rücken verschränkt, stand Vista Bottacci. Der Verwalter der Familie d'Arcello war noch sehr rüstig und sein Auge hatte noch denselben scharfen, klugen Blick, der ihm früher eigen war.

Als er Febo eintreten sah, bedurfte er nur eines Blickes, um zu wissen, daß sein junger Herr nicht als Sieger zurückkehre.

„Wir haben also nichts zustandegebracht?" sagte er ruhig. „Ich hab's Ihnen vorher gesagt. Die Frau Marchesa hat auch nicht unrecht. Ich sehe, Sie sind artig und unterwürfig gewesen und Sie haben recht daran gethan. Zum Kuckuck! Ich bin gewiß der erste, der Sie dafür lobt; man muß gehorsam sein; und überdies ist es auch klüger, wenn man seinen Willen nicht durchsetzen kann."

Die schlanke Gestalt Febos zuckte zornig auf. „Was soll das heißen?" fragte er heftig.

„Nichts; ich sagte nur so. . . . Im Gegenteil; ich billige es von Herzen, daß Sie Ihre Pflicht gethan haben. Natürlich wird nun auch Zoraide zu ihren Großeltern nach Novara zurückkehren und . . .“

„Nein . . . nein,“ flehte der Jüngling in Herzensangst.

„Potztausend, Sie treiben wohl Spaß mit mir! Denken Sie denn, wir wollen Uneinigkeit zwischen Ihnen und Ihrer Mutter veranlassen? Und dann, verzeihen Sie, Herr Marchese, wir sind arme Leute, wir sind nur Landleute, aber unser Ehrgefühl haben wir denn doch auch, wahrhaftig, das haben wir. Und wir wollen Ihnen, der Sie uns so viel Gutes zugedacht hatten, nicht schaden. Sie können's ja nicht thun, armer, lieber Herr, Sie können's nicht . . .“

Er brach ab, als ob ihn die Rührung übermanne, aber zugleich warf er einen zornigen und verächtlichen Blick auf den jungen Mann, der auf einen Stuhl gesunken war und das Gesicht in den Händen barg. „Darum werden wir fortgehen,“ fuhr Bottacci langsam, mit nachdrücklicher Betonung fort. „Das wird der Lohn sein dafür, daß wir, der Vater wie der Sohn, der Familie d'Arcello so lange Jahre treu gedient haben. Frisch auf, Don Febo! Fassen Sie Mut! Die gnädigste Frau Marchesa thut es zu Ihrem Besten, weil sie wünscht, daß Sie eine Reiche, eine von Adel heiraten, vielleicht gar das blonde Fräulein, das voriges Jahr in Arcello war.“

„Ha!“ rief Febo feurig, „und du glaubst, daß ich . . .“

„He, he . . . ich glaube gar nichts. Ich weiß wohl, daß Sie's nicht gern thun würden; aber früher oder später, um der Mama den Willen zu thun.“

„Nein, sag' ich dir. . . . Niemals. . . . Ich schwöre es dir. . . . Niemals.“

„Ja, aber,“ sagte Bista treuherzig und traurig, „was soll denn daraus werden? Ohne die Erlaubnis der Mama Ihren Willen durchzusetzen, den Mut haben Sie doch nicht, nicht wahr?“

Febo kaute an den Nägeln; er wagte nicht zu antworten.

„Also ist es natürlich, daß die Sache zu Ende ist. Wir wollen nicht mehr daran denken und . . . Amen.“

Bista betrachtete den Marchese mit gespannter Aufmerksamkeit und sprach langsam, sehr langsam . . . um ihm Zeit zur Antwort zu lassen: „Mein Gott, ich bin ja der erste, der Ihnen recht gibt, daß Sie sich ducken. Sie werden schon

noch einmal froh sein, daß Sie gefolgt haben, wie ein Kind. Lassen Sie die Leute nur reden. . . .“

„Was? . . . Wer wird reden?“

„Je nun . . . das können Sie sich doch denken . . . jedermann. Der Frau Marchesa wird's natürlich lieb sein, daß man erfährt, sie sei noch Herr im Hause, und da wird jeder seinen Senf dazu geben wollen. Da wird's zum Beispiel heißen: Sie seien mündig und könnten thun, was Ihnen beliebt . . . oder: ‚Allzu scharf macht schartig‘ und allerhand solch dummes Geschwätz; hören Sie nicht darauf . . .“

„Schweig, sei still!“ schrie Febo, sich den Schweiß von der Stirn trocknend.

„Kümmern Sie sich nicht darum. Lassen Sie die Leute reden. Ich werde Sie gewiß nicht daran erinnern, daß Sie der Herr sind, daß . . .“

„Ja,“ unterbrach ihn Febo ungestüm, „das habe ich ihr auch gesagt. . . . Aber sie ist meine Mutter, und du begreifst, daß, ehe man eine solche Mutter beleidigt . . . ehe ich mir ihr Herz ganz entfremde. . . .“

„Versteht sich, versteht sich. . . . Ich bin ganz mit Ihnen einverstanden. Thun Sie Ihre Pflicht und kümmern Sie sich um nichts weiter. Und natürlich, wenn Sie mit gutem Beispiel vorangegangen sind, wird auch meine Tochter . . .“

Febo schnellte von seinem Sitze empor. „Hast du noch nicht verstanden, daß du nicht so reden sollst? . . . Siehst du denn nicht, daß dieser Gedanke mich rasend macht?“

Der Verwalter zuckte die Achseln. „Armer junger Herr,“ sagte er demütig und mitleidig. „Es sollte freilich . . . aber . . . Sie wollen Ihrer Mama keinen Kummer machen, nicht wahr? . . . Ganz recht. . . . Also . . . wollen wir's gut sein lassen, nicht?“

Er wartete eine Weile gespannt: aber anstatt zu antworten, vergrub Febo sein Gesicht in die Kissen des Diwans.

Er konnte also den finsteren Ausdruck nicht sehen, den das Gesicht Bottaccis angenommen hatte; es lag Angst, dann aber eine plötzliche Entschlossenheit darauf.

„Herr Marchese,“ sagte er. „Ich möchte Ihnen etwas vorschlagen, aber Sie müssen mich nicht auslachen! . . . Wollen Sie, daß ich mit der Frau Marchesa spreche?“

Die Verwunderung Febos war so groß, daß sie ihn aus seiner Niedergeschlagenheit aufrüttelte. „Du?“ rief er, „du?“

„Ja, ich,“ sagte Bottacci einfach.

„Du bist verrückt! Glaubst du denn, nachdem sie mir ‚nein‘ gesagt hat, könnte sie. . . . Aber weißt du denn nicht, daß sie unbeugsam ist, wenn sie einmal etwas beschlossen hat?“

„Lieber Gott . . . ich weiß das alles. . . . Ich kenne die gnädige Frau Marchesa nicht erst seit gestern. Aber lassen Sie mich's trotzdem versuchen. Sehen Sie, es handelt sich um meine Tochter; und wenn sie mir vor Kummer krank werden sollte, wenn sie — Gott verhüte es . . . so will ich mir wenigstens nicht den Vorwurf machen, daß ich der gnädigen Frau nicht den Ernst der Lage gezeigt habe. Was mich erwartet, das weiß ich so wie so nur zu gut. . . . Lassen Sie mich's aber versuchen. . . .“

„Nun, so thu's,“ sagte Febo; „aber thu es bald. . . Und dann geh' ich fort . . . weit und auf lange fort. . . .“

„O gnädiger Herr, sagen Sie doch nicht so was und haben Sie Geduld. Wenn es Ihnen recht ist, kann ich gleich mit der Frau Marchesa sprechen.“

Febo gab keine Antwort und senkte traurig den Kopf.

„Die Frau Marchesa hat mich gerade rufen lassen,“ fuhr Bottacci fort. „Warum, kann ich mir denken. . . . Das geringste, was uns geschehen kann, ist, daß wir fortgejagt werden. Aber das thut nichts; meiner armen Tochter zuliebe werd' ich alles ertragen. Sie, Herr Marchese, bleiben ruhig hier; erwarten Sie mich.“

Der Jüngling gab ihm keine Antwort. Vista betrachtete ihn einen Augenblick schweigend, dann zuckte er die Achseln und verließ vorsichtig das Zimmer.

Die Marchesa Bianca hatte sich in ihre Gemächer zurückgezogen. Sie war durch die stattgefundene Entscheidung erschöpft, aber befriedigt, denn sie hielt dieselbe für die günstigste Lösung des heimlichen Kampfes zwischen ihr und ihrem Sohne. Sie durchlebte in Gedanken noch einmal, was sie in der letzten Zeit gefühlt und gelitten hatte: den herzzerreißenden Eindruck, den ihr Guarettis Mitteilung gemacht, wie den Zorn über das Attentat auf ihren Stolz als Mutter und Edeldame. Es war ihr schwer geworden, an die feige Hinterlist zu glauben, mit der ein unverschämter Diener ihr langjähriges Vertrauen getäuscht und den fleckenlosen Glanz ihres Adels angetastet hatte; ein thörichtes Entsetzen über etwas so Unerhörtes war ihr erstes Gefühl gewesen; dann hatte sie sich entschlossen, zu

kämpfen, und den Botschaften, dem zornigen Schweigen und den Wutausbrüchen Febos ein ruhiges, unbeugsames „Nein“ entgegengesetzt.

Sie schöpfte Kraft aus der Ueberzeugung, daß ihr Sohn, wie sehr man ihn auch gegen sie aufreize, nie vergessen könne, was er ihr schuldig sei, und sie durch diese Heirat nicht offen beleidigen werde. Die Szene, die sich soeben abgespielt, war das Resultat ihrer Festigkeit und sie war befriedigt davon, wie viel es sie auch gekostet hatte, ihrem angebeteten Sohne zu widerstehen und ihm das zu verweigern, was er für sein Glück hielt. Sie hatte gesiegt, ihr Einfluß auf Febo hatte sich bewährt. Der Triumph ihres Mutterherzens wurde durch kein egoistisches, kleinliches Gefühl geschändet; sie war stolz darauf, im Herzen ihres Sohnes zu herrschen, doch nur um seinetwillen, nur zum Besten des schwachen und vergötterten Wesens, das zu schirmen und zu retten ihr Recht war.

Ermattet, aber siegesfreudig hob die Marchesa stolz das Haupt.

Und gerade in diesem Augenblicke klopfte es bescheiden an die Thür und eine leise Stimme fragte: „Ist's erlaubt?“

Donna Bianca schauderte wie im Fieberfrost zusammen. Sie hatte Bottaccis Stimme erkannt und ihr Antlitz nahm einen furchtbar hochmütigen Ausdruck an. Ha! Der kam zur rechten Stunde, jetzt war der Augenblick gekommen, um die ganze elende Brut zu zertreten.

„Herein!“ rief sie laut und scharf, während sie sich in den altertümlichen Lehnsessel vor dem Schreibtische setzte.

Die Thür wurde geöffnet und Bottacci blieb, den Hut in den Händen, in demütiger und verlegener Haltung auf der Schwelle stehen.

Sie winkte ihm, näher zu treten, und Bista gehorchte.

„Frau Marchesa,“ sagte er, in der Nähe des Schreibtisches stehen bleibend, „ich bin gekommen, um Ihren geehrten Befehlen zu gehorchen.“

„Ich glaube, Ihr werdet mutmaßen, warum ich Euch rufen ließ,“ erwiderte die Marchesa mit ziemlicher Ruhe. „Auf jeden Fall ist das, was ich Euch sagen wollte, folgendes: Ihr seid hiermit weiterer Dienste in der Familie d'Arcello entbunden.“

Bottacci fuhr zusammen, als habe er unvermutet einen Schlag erhalten. „Verabschiedet!“ rief er mit fast erloschener Stimme. „Fortgejagt!“

„Ich habe mich dieses Ausdruckes nicht bedient und ich würde lügen, wenn ich sagte, dieser Entschluß sei mir nicht schwer geworden. Aber es ist das einzig Mögliche unter den obwaltenden Verhältnissen.“ Und damit hob sie die Hand mit einer würdig verabschiedenden Gebärde.

Bottacci beachtete diesen Wink nicht, sondern blieb stehen, wie in tiefem Schmerz versunken.

„Wenn die Frau Marchesa die Gnade haben wollten, mich anzuhören ...“ sagte er endlich leise.

„Das ist unnütz; ich wünsche Euch alles Gute.“

Sie streckte die Hand nach dem Knopfe der elektrischen Klingel aus, aber Bottacci hielt sie mit einer raschen Bewegung zurück. „Warten Sie einen Augenblick,“ sagte er kurz und scharf; dann setzte er, seine Stimme dämpfend, schnell hinzu: „Verzeihen Sie, ich flehe Sie an, Frau Marchesa, schenken Sie mir Gehör.“

Er sah sich vorsichtig und argwöhnisch im Zimmer um, dann fragte er, ihr mit plötzlicher Vertraulichkeit zuwinkend: „Sind wir allein?“

Donna Bianca erbleichte vor Zorn und wies ihm schweigend die Thür.

Aber er stellte sich, als ob er sie mißverstehe. „Ich habe sie geschlossen, Frau Marchesa, ich habe sie geschlossen.“

Die Marchesa dachte, es sei besser, der Sache ein Ende zu machen. „So sprecht,“ sagte sie.

Er verneigte sich tief.

„Ich danke Ihnen, Frau Marchesa, ich danke Ihnen. Ich würde nicht gewagt haben, in Sie zu dringen, wäre es nicht wegen der Zuneigung, die ich stets für Sie, für die Familie, für den Herrn Max ...“

„Still!“ rief die Mutter in edler Empörung, „sprecht den Namen meines Sohnes nicht aus. Laßt Euch daran genügen, daß Ihr versuchtet, seine Zukunft zu zerstören. Und wenn Ihr mir nichts andres zu sagen habt ... so geht.“

Bottacci seufzte tief auf.

„Frau Marchesa, Ihr Wille geschehe. Aber glauben Sie mir, es war ein Verhängnis.“

„Ich mache niemand Vorwürfe,“ sagte Bianca mit eisiger Ruhe. „Ich habe Euch gesagt, daß ich weder Erklärungen noch Entschuldigungen begehre. Ich verlange nur, daß alles sofort abgebrochen werde.“

Bottacci zog sein Taschentuch und trocknete sich die Augen.

„Glauben Sie mir," wiederholte er, „mein armes Kind dachte nicht daran. Er war es . . . der sie zuerst liebgewonnen hat."

Sie würdigte ihn keiner Antwort, sie wartete mit hocherhobenem Haupte in stolzem Schweigen, daß die Sache ein Ende nehme.

„Frau Marchesa," fuhr der Verwalter immer demütiger, immer zerknirschter fort; „haben Sie Erbarmen, erlauben Sie, daß sie sich heiraten."

Sie antwortete nicht, sie lächelte nur; dann fragte sie ruhig: „Seid Ihr zu Ende? . . . Dann könnt Ihr gehen."

„Ja," erwiderte Bottacci mit einem tiefen Seufzer, „ich bin zu Ende und will Sie nicht länger stören. Das heißt also, daß ich . . . daß Sie . . . kurz, meine Schuld wird es nicht sein, wenn . . ."

„Wenn?" rief Donna Bianca mit funkelnden Augen und blickte ihn zornig und herausfordernd an.

„Wenn . . . was kann man wissen . . . kurz, wenn er sie wirklich durchaus heiraten wollte."

„Febo, mein Febo?" rief die Mutter, sich vergessend. „Wißt Ihr denn nicht, daß dieser Knabe mein ist, daß ich ihn hier in meinen Händen habe, daß . . ."

Beschämt über diesen unwillkürlichen Ausbruch hielt sie inne. „Genug!" setzte sie mit wiedererlangter Ruhe hinzu.

Bista stand noch immer wie vernichtet mit gesenktem Haupte vor ihr, aber anstatt fortzugehen, trat er dicht vor den Schreibtisch.

„Nun denn," seufzte er, „so geschehe denn Ihr Wille. Wir werden fortgehen . . . ehe Sie nach Arcello zurückkehren, und der Herr Buchhalter wird Ihnen die Bücher zustellen. Aber es gibt noch einige kleine Angelegenheiten, die wir, wenn es Ihnen recht ist, am besten jetzt . . . unter uns . . . abmachen sollten."

Glühende Röte stieg in die Wangen der Marchesa und sie erhob mit zornig abweisender Gebärde die Hand.

Aber Bottacci hatte den Hut zwischen die Beine geklemmt und aus der Rocktasche eine zerrissene Brieftasche gezogen, in welcher er suchend herumstöberte.

„Da ist's," sagte er endlich, indem er ein vierfach zusammengefaltetes, vergilbtes Papier herauszog. „Mit Ihrer Erlaubnis." Damit legte er die schmierige Brieftasche auf den Schreibtisch der Marchesa.

„Da ist's," wiederholte er, indem er der Marchesa noch einen Schritt näher trat. „Das ist das kleine Geschäft, das ich Sie bitte, mit mir abzumachen, falls Sie nicht vorziehen, daß ich es dem jungen Herrn direkt vorlege."

„Gebt her," sagte Bianca brüsk.

Aber er gehorchte nicht. Er entfaltete das Blatt, faßte es mit beiden Händen und hielt es so der Marchesa vor Augen.

Bianca schrie auf wie ein zum Tode getroffenes Wild und sprang empor; sie warf wie wahnsinnig die Arme in die Luft, dann blieb sie mit offenem Munde und starrem Blick regungslos stehen.

„Zum Teufel!" sagte Bottacci und streckte einen Arm aus, um sie zu halten, als er sie jetzt wanken sah.

Da geschah etwas Seltsames. Sie fühlte ihre Sinne schwinden und wollte nicht besinnungslos werden; sie kämpfte verzweifelt gegen die Ohnmacht an und es gelang ihr, sie zu besiegen und durch einen Blick unbezähmbaren Hasses sich jenen Mann fernzuhalten. Und so stand sie eine Weile, durch die heftige Anspannung ihrer Nerven starr, wie aus Stahl gegossen.

Bista wagte nicht, sich ihr zu nähern, bis sie mit krampfhaftem Dehnen und Recken, wie jemand, der unter einer drückenden Last sich zu regen strebt, in ihren Lehnstuhl sank. Jetzt nahm Bottacci einen Stuhl und setzte sich der Marchesa gegenüber.

„Nun, uun," sagte er nach einer kleinen Weile, „seien Sie doch nicht so erschrocken. Zum Teufel! Es handelt sich ja doch nicht um einen Totschlag. Das sind Dinge, die überall vorkommen . . . das sind menschliche Schwachheiten . . . Kleinigkeiten . . . Alltagsgeschichten; trösten Sie sich . . ."

Bianca hatte das Gefühl, als ob sie tief, tief in einen Abgrund falle und in Kot versinke. Und sie lebte noch . . . sie saß hier, vor diesem Menschen, der alles wußte und sie zu trösten suchte.

„Und was nun?" schrie sie aufschluchzend.

Einen Augenblick lang weidete sich Bista schweigend an seinem Triumphe, dann sagte er lächelnd: „Glauben Sie mir, es thut mir leid, daß ich zu diesem letzten Mittel greifen mußte. Aber hätten Sie auf mich gehört, als ich Ihnen vorhin sagte, daß Don Febo . . ."

Die fürchterliche Wahrheit trat Bianca plötzlich vor Augen. „O!" rief sie, „jetzt verstehe ich Euch. Ihr wollt? . . ."

Er nickte und schaute ihr mit einem Blick gemeinen Stolzes voll ins Gesicht. „Ja,“ antwortete er, „Sie haben's getroffen.“

„Nein!“ schrie Bianca. „Niemals!“

Der Verwalter kreuzte phlegmatisch die Beine und sagte geduldig: „Sagen Sie das nicht, Frau Marchesa, denken Sie erst ein wenig nach. Ganz nach Ihrer Bequemlichkeit, versteht sich ... ich habe durchaus keine Eile. Ich bin expreß deswegen gekommen, damit ... wir zwei uns miteinander verständigen können.“

Ihr war, als empfange sie einen schweren Schlag ins Gesicht. Er fuhr fort: „Ich will Ihnen nicht etwa meinen Willen aufzwingen. Gott behüte! Sie sind meine Herrin und es steht Ihnen vollkommen frei, zu thun, was Sie für gut finden. Aber Sie werden begreifen, daß, wenn ich Don Febo ein Wörtchen sagte ...“

Große Schweißtropfen standen auf der Stirn der Gefolterten.

„Dann, das sehen Sie wohl ein, würde die Sache ein ganz andres Ansehen bekommen. Es wäre gewiß ein großer Schmerz für Don Febo ... aber ... was will man machen.“

Bianca hatte die Hände ineinander geflochten und man hörte das krampfhafte Knacken ihrer Finger; aber sie blieb ihrer selbst mächtig.

„Und dann, natürlich ...“ fuhr Bottacci fort.

„Gut, es sei!“ unterbrach ihn Donna Bianca. „Sagt ihm alles, aber ich werde nicht treulos an ihm handeln, ich werde meine Sicherheit nicht um diesen Preis erkaufen. ... Nein!“ Und selbst in dieser Stunde tiefster Erniedrigung hob sich noch einmal der weiße Kopf stolz empor.

Ueber Bottaccis Gesicht flog ein mitleidiges, fast gutmütiges Lächeln. „Was würde Ihnen das helfen?“ sagte er. „Glauben Sie damit die Heirat zu verhindern? Gott bewahre! ... Im Gegenteil, sie würde dadurch nur beschleunigt werden. Es ist wahr, Don Febo hat Sie von Herzen lieb und er hat es Ihnen jetzt wahrhaftig bewiesen, aber diese Liebe und Verehrung dürfte sich vielleicht ein wenig vermindern, wenn er erführe, daß seine Mutter ...“

Die Mutter Febos brach im Lehnstuhle zusammen und von ihren bleichen Lippen klang es: „Erbarmen!“

„Natürlich,“ fuhr Bista fort, „würde dann die Heirat mehr als leicht werden, denn in gewissen Fällen nimmt man's

nicht so genau. Und dann bedenken Sie auch den Kummer, die Schande, auch für das Andenken des seligen Herrn Marchese! . . . Sie sehen, daß Sie nichts gewännen, wenn Sie mich reden ließen. Aber ich will das auch gar nicht, Frau Marchesa; es würde sich nur um einen kleinen Tausch handeln, weiter nichts. Ich gebe Ihnen diesen Brief zurück, Sie geben dagegen Ihre Einwilligung zur Heirat und die Sache ist abgemacht. Sie haben dann nichts mehr von mir zu fürchten. Das ist der einzige Beweis, der existiert, und ich habe so viele Jahre geschwiegen und werde auch ferner schweigen. . . . Sie werden begreifen . . . daß auch mir daran liegt, daß die Schwiegermutter meiner Tochter eine Dame ist . . . wie Sie, Frau Marchesa."

Der stolze Kopf Biancas beugte sich, wie der eines zum Tode Verurteilten.

„Ich beanspruche nicht, daß Sie meine Tochter lieben sollen. Es genügt mir, daß Sie dieselbe als Schwiegertochter anerkennen, daß Sie bei ihr bleiben, um ihr das zu lehren, was sie nicht weiß, und ihr die allgemeine Achtung und Rücksicht sichern. Und das werden Sie Febo zuliebe thun, nicht wahr?"

„Ich?" schrie Bianca auf. „Ich soll das thun?"

„Gewiß . . . Frau Marchesa. Wenn Sie diese kleinen Bedingungen annehmen, so thun Sie dies ja nur zu gunsten Febos. Sie können bei ihm bleiben und Ihren Einfluß auf ihn bewahren. Sie lieben Febo so sehr . . . nicht wahr? Nun, dann dürfen Sie sich auch nicht wundern, wenn ich für meine Tochter dasselbe fühle. . . . Und da das Schicksal mir gute Karten in die Hand gespielt hat, ist es natürlich, daß ich davon Gebrauch mache."

Bianca fühlte sich besiegt; das Verhängnis war stärker als sie. Sie weinte nicht, sie flehte nicht, sie widerstrebte nicht mehr; sie fühlte nur einen entsetzlichen, unerträglichen Schmerz und die Worte der Bibel fielen ihr ein: „Die Sünde der Väter wird heimgesucht werden an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied."

„Also?" fragte Bottacci.

„Wartet noch einen Augenblick," antwortete Bianca.

Sie erhob sich und schwankte nach der Ecke, in welcher die Büste Brunos stand, und einen Augenblick lang schaute ein marmorbleiches Antlitz regungslos und schweigend das andre an, als ob zwei Sphinxe in der öden Unendlichkeit der Wüste eine letzte, inhaltschwere Frage austauschten.

Vista sah die Marchesa wanken und trat instinktiv einen Schritt auf sie zu.

„Zurück!“ schrie Bianca. „Zurück!“

Hierauf näherte sie sich ihm und sagte mit einem Blick so voller Haß und Verzweiflung, daß er entsetzt zusammenfuhr: „Ich gehe darauf ein.“

Dann sank sie in den Lehnstuhl und ihr Haupt fiel schwer gegen die Lehne zurück. Als sie nach einer Weile den Kopf wieder hob, waren ihre Züge entstellt und sie schien in dieser Minute um zehn Jahre gealtert zu sein.

Nach und nach erholte sie sich und erlangte ihre Selbstbeherrschung wieder. Ihre Züge verloren den entsetzlichen Ausdruck, sie blieb gealtert, aber sie war wieder sie selbst. Einen Augenblick lang saß sie in sich gekehrt und eine Art feierlicher Ruhe schien über sie zu kommen. Ohne daß es ihr die geringste Ueberwindung zu kosten schien, nahm sie ein Blatt Papier, ergriff die Feder und schrieb:

„Mein teurer Febo!

Ich gebe freiwillig meine Zustimmung zu Deiner Heirat mit Zoraide Bottacci. Ich segne Dich.

Deine Mutter

Bianca d'Arcello.“

Dann reichte sie Bottacci das Blatt. Dieser nahm es schweigend, steckte es ein und überreichte nun seinerseits der Marchesa den alten, vergilbten Brief.

Bianca hatte nicht die Kraft, ihn zu nehmen; durch einen fast unmerklichen Wink wies sie auf einen silbernen Leuchter, der auf dem Schreibtische stand.

Bottacci entzündete die Kerze und sogleich verbreitete sich schwacher Brandgeruch durch das Zimmer.

Einen Augenblick später war Bianca allein. Einige Aschenstäubchen flogen hie und da durch das Gemach, während eine leichte Rauchwolke sich langsam nach der Decke verzog.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Viktoria der Herzogin di Monte, von zwei prachtvollen Mecklenburgern gezogen, fuhr langsam die Zeile des Lungarno hinab. Die Herzogin befand sich allein im Wagen und hatte sich in die Ecke geschmiegt, als wolle sie gegen die scharfe Luft, die den schönen Maitag verdarb, Protest einlegen. Plötzlich hielt der Wagen vor dem Hotel New York, während ein großer, hagerer, alter Herr eilig das Trottoir verließ und an den Wagen der Herzogin trat, welche ihn mit freundschaftlichem Händedruck begrüßte.

„O, Herzogin! Welch glücklicher Zufall!"

„Glücklich in der That. Ich habe Sie im Fluge erhascht, während Sie wie ein Poet gen Himmel schauten. Sie sehen vortrefflich aus; auch ich bin wohl, trotz meiner fünf unheilbaren Krankheiten. Wann sind Sie angekommen?"

„Erst heute nacht, Herzogin, und um niemand zu stören, bin ich im Gasthofe abgestiegen. Es ist mein erster Ausgang."

„Und denken Sie sich in Florenz aufzuhalten?"

„Gewiß, allerwenigstens einen Monat. — Aber jetzt im Ernst, wie geht es Ihnen?"

„Ich werde mir sicher einen Bronchialkatarrh holen, wenn ich länger in diesem höllischen Luftzuge bleibe. Ich habe aber Lust, mit Ihnen zu plaudern, kommen Sie, steigen Sie ein. Steigen Sie nur ein, lieber Freund," setzte sie hinzu, als Celati einen Moment zu schwanken schien. „In den Palast d'Arcello werden Sie heute abend gehen; Bianca ist heute in Fiesole."

Er stieg ein und zwischen den zwei alten Freunden entspann sich eine lebhafte Unterhaltung.

„Wie geht es Ihrem Bruder und Grazia?"

„Mein Bruder ist jetzt hier in Urlaub; wir werden ihn mit Grazia, die, nebenbei gesagt, wie eine Rose blüht, auf dem großen Platze in den Cascinen finden."

„Und ... verzeihen Sie einem alten Freunde eine unbescheidene Frage. ... Ist von Grazia nichts Neues zu berichten?"

„Hm! Wenn ich antwortete ‚nein', so wäre es eine Lüge, und sagte ich ‚ja', so wäre es nicht richtig. ... Genug, wir werden später davon sprechen. Ich meinesteils bin noch immer sehr böse auf Febo d'Arcello."

„Aber ich hoffe doch, daß Grazia nicht darunter gelitten hat?“

„Ich fürchte, daß es ihr im Gegenteil eine wahre Erleichterung gewesen ist. Erinnern Sie sich noch, Celati, wie ich Ihnen sagte, daß ich den blassen Schimmer einer Idee habe, und nicht mit der Sprache heraus wollte. Wohlan, nennen Sie mich nur Kassandra, ich habe volles Recht auf diesen Namen; denn das war meine Idee.“

„Ah!“ seufzte Celati, „wer konnte ein so schreckliches Ereignis voraussehen. Unsre arme Freundin ...“

„Um Gotteswillen Celati, sprechen Sie mir nie mehr von der Klugheit guter und geistreicher Menschen. Nur eine so unschuldige Frau wie sie konnte nicht merken, daß jener Mensch, mit all seiner Ergebenheit für die Familie, nur seinen eignen Weizen drosch. Aber worüber ich mich nie zufrieden geben werde, ist, daß Bianca in dieser Weise nachgeben konnte. Ich bin überzeugt, wenn sie länger widerstand, hätte Febo diese ausgesuchte Dummheit nicht begangen. Und dazu ist Bianca sonst nie schwach gegen ihren Sohn gewesen; sie hatte ganz bestimmte Pläne für ihn und plötzlich willigt sie nicht allein in diese Heirat ein, sondern sie sanktioniert sie auch, nimmt die junge Frau in ihr Haus und ... stellt sie selbst der Gesellschaft vor! ...“

„Ich möchte vor allem wissen,“ sagte Celati fast schüchtern, „ob die Folgen des gebrachten Opfers nicht gar zu schwer auf ihr lasten.“

„Hm!“ murmelte die Herzogin.

„Ich bitte Sie,“ fuhr Celati dringend fort, „sagen Sie mir die Wahrheit.“

„Ei, lieber Freund, was soll ich Ihnen sagen? Sich mit dem eignen Verwalter zu verschwägern, ist sicher nichts Angenehmes. Indessen ist das eine Gute bei der Sache, daß Papa Bottacci vollständig von der Bildfläche verschwunden ist und ...“

„Verzeihen Sie, teure Herzogin, aber mir läge daran zu wissen, ob die junge Person ... die junge Frau ...“

„Entschließen Sie sich nur, die Marchesina zu sagen. Ich allerdings kann mich nicht dazu entschließen, eher würde ich mir die Zunge abbeißen; aber was wollen Sie? Mit den Thatsachen muß man rechnen. Bianca hat eine wahrhaft engelhafte Nachsicht mit ihrer Schwiegertochter; sie behauptet, dieselbe habe Charakter und werde sich machen. Jawohl; sie wird

sich machen. . . . Ich finde sogar, daß sie sich über Erwarten schnell macht.“

„Das heißt . . . wie meinen Sie das?“

„Ich meine das so: Der Schmetterling hat rasch seine Hülle abgestreift und die Flügel geregt. Ein Monat in Paris, ein Karneval und eine Fastenzeit in Florenz haben dazu hingereicht. Zoraide d'Arcello, geborne Bottacci, ist eine unsrer gelungensten Zierpüppchen geworden. Ich sage Ihnen, die Marchesina hat ihre Rolle ernsthaft genommen; sie war nicht schön und ist pikant geworden, sie war nicht unterrichtet und hat die Kunst studiert, mit Schick unwissend zu sein; sie bezieht ihre Toiletten von Worth, trägt tadellose Handschuhe und . . . Gott verzeih mir . . . wo sie ihn hergenommen hat weiß ich nicht . . . aber sie hat wahr und wahrhaftig einen kleinen Fuß.“

Die Herzogin war über diesen kleinen Fuß so ernstlich verwundert, daß Celati sich nicht enthalten konnte zu lächeln.

„Ja, lachen Sie nur,“ sagte die Herzogin zornig, „aber ich versichere Sie, daß Zoraide . . . apropos, vergessen Sie nicht, sie die Marchesina Haydée zu nennen, wenn Sie ihr vorgestellt werden. Ihre nächsten Freunde nennen sie der Kürze halber Marchesina Zor.“

„Ihre nächsten Freunde?“ fragte Celati erstaunt, „ihr Mann vielleicht . . . ihre Schwiegermutter?“

„Nein, ihr Mann ruft sie gar nicht bei Namen, weil er ihr nicht von der Seite geht, und Bianca bittet die Marchesina in ihren Salon zu kommen. . . . Kennen Sie Geri d'Ursolta, den Marchese d'Ozinto, Ubaldo Neri, Azzo Romeschi, Fabio Murani? Kurz, alles, was wir an glänzenden, leichtsinnigen, unnützigen jungen Leuten haben, mit einem Worte die Crême unsrer Gesellschaft? . . . Nun wohl, das sind ihre nächsten Freunde und ich gehe jede Wette darauf ein, daß sie — wenigstens unter sich, die Schwiegertochter Bianca d'Arcellos, Zor . . . die liebe Kleine, nennen. . . .“

Trotz der erschrockenen Miene Celatis brach die Herzogin in herzliches Lachen aus, dann fuhr sie fort: „Sie können nicht glauben, wie sehr sie wirklich eine ‚liebe Kleine‘ ist. Sie verdankt dies vor allem der einfältigen Feindseligkeit, mit der ihr anfangs einige alte erbitterte Frauen unbedachtsamerweise entgegentraten. Man begegnete ihr unhöflich, sprach verächtlich von dem Eindringling, von der

kleinen Verwalterin, und daraufhin trat natürlich die Reaktion ein. Sie ist jung, glückselig, macht keine großen Ansprüche und man braucht sich vor ihr nicht sehr zu genieren. Man begann damit sie zu protegieren; jetzt ist sie in die Mode gekommen; kurz unsre jungen Herren beschäftigen sich viel mit ihr und sie bildet sich wunderbar schnell. ... Sie wissen doch, wie rasch man sich in Florenz Bildung erwirbt, nicht wahr?"

„Großer Gott, Herzogin, wollen Sie damit sagen, daß ..."

„Ich will gar nichts sagen, lieber Freund, es gibt leider schon genug Leute, die es sich angelegen sein lassen, die Zukunft schwarz auszumalen. Zoraide lernt reiten und Ubaldo Neri ist ihr Lehrmeister; doch am Abend tanzt sie unermüdlich mit Azzo Romeschi und der Marchese d'Ozinto begleitet sie jeden Morgen in die Cascinen. Es ist wahr, daß Dino Nescoraldi in sie verliebt ist und es offen sagt, aber er sagt auch, daß er sich schließlich das Leben nehmen werde. Das schließt jedoch nicht aus, daß sie beizeiten anfängt mit dem Feuer zu spielen."

„O weh! ... Und was wird daraus entstehen, wenn sie die große Kunst dieses gewagten Spieles nicht vollständig beherrscht?"

„Möglicherweise nichts besonders Schlimmes. Es kann sein, daß diese Menge Anbeter sich gegenseitig unschädlich machen, daß sie alle Ritter ohne Furcht und Tadel oder Dummköpfe sind; es ist möglich, daß Zoraide geschickter ist und mehr Glück hat, als so manche andre. Sie hat schon eine Unmasse kleiner Dummheiten begangen und zwar solche, die jedem andern Ehemanne den Kopf warm machen würden, aber es sollte mich gar nicht wundern, wenn die liebe Kleine ... vorausgesetzt, daß sie ein Körnchen Verstand und kein Herz hat ... gratis et amore Dei ... davonkäme."

„Aber was sagt Febo ... was sagt die Marchesa dazu?"

„Febo? ... O der ist im siebenten Himmel; er ist selig, daß seine Frau die Königin der Saison ist. Der arme Junge hatte so große Angst, man werde sie in die Ecke setzen. Lieber Freund, diese Ehemänner sind alle über einen Leisten geschlagen, sie sind in ihrer grenzenlosen Eitelkeit stets bereit zu glauben, daß ihre Frau eine Ausnahme ist, und andrerseits ... wenn sich diese d'Arcello etwas in den Kopf setzen ... besonders wenn sie jemand vergöttern ... dann hört alles auf ..."

„Und die Marchesa?“ fragte Celati nochmals.

„O, hier kommen wir auf ein andres Gebiet. Trotz unsrer vertrauten Freundschaft habe ich sie nie zu fragen vermocht, wie eigentlich diese verwünschte Heirat zustandegekommen sei. Was wollen Sie? ... Ich getraute mir es nicht. Zu was auch? ... Ich kenne sie; es muß für sie ein furchtbarer Schmerz gewesen sein. ... Und obgleich nie ein Wort der Klage über ihre Lippen kommt, bin ich doch überzeugt, daß sie auch jetzt noch schmerzlich leidet, sowohl durch die Wahl ihres Sohnes, wie durch die waghalsigen Triumphe ihrer Schwiegertochter.“

„Aber könnte sie nicht mit der Gewalt, die sie über Febo hat ... durch ihn ...“

„O lieber Freund ... Sie wissen doch, was in solchem Falle geschieht. Der Einfluß der Mutter ist nicht mehr derselbe wie früher; zum mindesten ist ihre Macht eine geteilte. Biancas Lage ist sicherlich keine angenehme, und doch bleibt sie auf ihrem Posten; immer gleich freundlich, treu ausharrend wie eine Schildwache, steht sie für das Glück ihres Sohnes auf Vorposten.“

„O,“ rief Celati begeistert, „aber diese Frau ...“

„Ist eine Heilige,“ unterbrach ihn die Herzogin, „und wir sind nicht wert, ihr die Schuhriemen aufzulösen; ich versichere Sie, daß ich ihren Heroismus nicht nachzuahmen vermöchte. Sie weiß, daß ihre Gegenwart im Hause des Sohnes die einzige Schutzwehr dieser unbesonnenen Zierpuppe ist; jedermann weiß, daß mit Bianca nicht zu spaßen ist, daß sie nie eine wirkliche Liederlichkeit unter ihren Augen dulden würde. Was in ihrem Inneren vorgeht, weiß nur Gott allein. Aber so lange diese beiden Frauen nebeneinander leben, wird Zoraide manche üble Nachrede ungestraft herausfordern können. Doch da sind wir. ... Jetzt passen Sie auf, Celati, die liebe Kleine kann Ihnen jeden Augenblick im vollen Glanze ihrer neugebackenen Würde vor Augen treten.“

Einige Sekunden später rollte die Viktoria der Herzogin auf den großen Platz der Cascinen. Die Musik spielte soeben dort, und eine Unzahl Equipagen hatte sich rings um den Musikpavillon aufgestellt, während die Drags, four in hand, Dogkarts, überhaupt alle vier- oder mehrspännigen Wagen etwas abseits, neben dem Gebäude hielten, welchem die schönste aller öffentlichen Anlagen ihren Namen verdankt. Eine große Anzahl junger Kavaliere zu Pferde und zu Fuße

umstanden diese hohen Wagen, die von den Eigentümern selbst gelenkt wurden, und häufig sah man eine junge beherzte Frau an der Seite des Lenkers sitzen, von dem Wunsche getrieben, zu den aristokratischen Löwinnen des Tages gezählt zu werden.

Die Herzogin machte Celati auf eine dieser Equipagen, einen tadellosen „Drag" aufmerksam, dessen Lenker abgestiegen war und seine Gefährtin auf dem hohen Sitze zurückgelassen hatte. Doch war dieselbe nicht allein geblieben; drei oder vier junge Herren leisteten ihr auf dem Wagen selbst Gesellschaft und ebenso viele hatten an den vorderen Rädern Posto gefaßt.

„Sehen Sie jene Dame dort oben in der glänzenden bronzefarbenen und rosa Toilette?" flüsterte die Herzogin. „Nun wohl, das ist die Marchesa d'Arcello, das heißt Zoraide Bottacci. Erinnern Sie sich ihrer?"

Aber Celati vermochte in der eleganten Dame nicht sogleich die bescheidene Sticklehrerin wieder zu erkennnen, die er in Arcello gesehen hatte. Paris, die Mode, die Eitelkeit und die veränderte Lebensweise hatten aus dieser Frau eine neue Erscheinung gemacht. Sie hatten allerdings nicht vermocht, aus der Verwalterin eine vornehme Dame zu machen (das wäre zu viel gewesen), aber sie hatten eine vollendete Modedame aus ihr gemacht, und das war schon viel, möglicherweise war es das Ideal Zoraides. Sie war weißer, schlanker und weniger blühend als früher und nahm sich dort oben sehr gut aus; sie „stach in die Augen", wie das Florentiner Volk treffend sagt. In ihrer eleganten Metamorphose bewahrte sie jedoch eine fast unruhige Beweglichkeit, die indes an ihr einen sympathischen Eindruck machte, indem sie fast einem freimütigen Bekennen ihrer Vergangenheit gleichkam und zugleich offen gegen das spröde Schmollen protestierte, das einige Damen ihr noch zeigten. Sie war sehr lebhaft, nicht im geringsten verlegen oder unbeholfen und ihr ganzes Wesen hatte etwas lieblich Trunkenes, als ob das neue, unverhoffte Glück sie in einen leichten Rausch versetze; vielleicht war dies wirklich der Fall.

„Nun? . . . Was sagen Sie?" fragte die Herzogin.

Celati antwortete nicht; er sah die junge Frau seufzend an. Nein . . . das war nicht die Schwiegertochter, die Bianca d'Arcello gebührt hätte.

„Wollen wir weiterfahren?" fragte die Herzogin und

gab dann, ohne Celatis Antwort abzuwarten, dem Diener einen Wink, worauf sich der Wagen wieder in Bewegung setzte.

„Da sind sie!“ rief die Herzogin und die Erwarteten schritten in der That langsam einen einsamen Seitenweg entlang, dem großen Platze zu. Der Graf Santieri trug Civilkleidung, aber sein eng anliegender Ueberrock saß eben so knapp wie seine Uniform und die energischen Züge, sowie die stramme Haltung kennzeichneten ihn sofort als alten Soldaten. Grazia ging an seiner Seite, ihre zierliche Gestalt umschloß ein reizend einfaches blaues Tuchkleid, mit blauem Samt verziert; ein niedliches geschlossenes Hütchen ebenfalls aus blauem Samt, ohne jeden Schmuck, verbarg nur zum Teil die prächtige Fülle ihrer goldigen Haare und ein Halbschleier von blauem Tüll dämpfte leicht die jungfräuliche Frische ihrer Wangen. Ihr Antlitz war rosig angehaucht, ihr Gang schwebend, sie schien den Boden nicht zu berühren, es war fast, als ob das stille Glück, das sie in diesem Augenblick empfand, ihr Flügel verleihe.

Ihr Oheim sprach nicht mit ihr. Er war in den Anblick der wunderschönen Stute verloren, die Alberto Stranieri courbettieren ließ, während er neben den beiden jenseits der Hecke hinritt, welche den für die Reiter bestimmten Raum von den Fußwegen scheidet. Auf dem Gesicht des Oberst lag der Ausdruck lebhaftester Bewunderung und die kurzen, schulgerechten Bemerkungen, durch die er dieselbe äußerte, waren sehr schmeichelhaft für den Eigentümer des Pferdes. Vielleicht war dies der Grund, warum die offnen Züge des jungen Offiziers von innerer Befriedigung strahlten, und darum wohl hielt er den Schritt seines Rosses mehr und mehr an, während seine weißbeschuhte Rechte die Mähne des edlen Tieres leise streichelte, als ob er, soviel es in seiner Macht stehe, die Dauer dieser Begegnung verlängern wolle.

Er nahm sich prächtig auf dem Rappen aus, der unter seiner nervigen Hand tänzelte und aus den vorüberfahrenden Wagen, für die er keine Augen hatte, folgten ihm die heißen bewundernden Blicke der Frauen, Aber er kümmerte sich in diesem Augenblicke nicht darum; der Beifall Santieris genügte der Eigenliebe des Reiters und das lächelnde Schweigen Grazias dem zärtlichen Stolze des Verliebten.

Die Viktoria der Herzogin hielt in geringer Entfernung

von der Gruppe an und Giulia war im Begriff dem Bedienten Befehl zu geben, Donna Grazia zu rufen, als der Ausruf Celatis „Ah, Alberto!“ sie schweigen ließ.

Sie wandte sich rasch zu dem alten Freunde.

„Ach, Sie kennen Stranieri? . . . Kennen Sie ihn genau? Sehen Sie ihn oft?“

„Ich habe ihn seit seinem Besuch in Arcello nicht wieder gesehen, aber ich kenne ihn von früher her und schon seit lange.“

Die Herzogin schien einen Augenblick zu schwanken, dann sagte sie zum Diener: „Steigt wieder auf und sagt Pietro, daß er noch einmal in der letzten Allee auf und ab fahre.“

„Wie, Sie steigen nicht aus?“ fragte Celati. „Und Grazia?“

„Wir werden sie später abholen. Jetzt muß ich mit Ihnen reden.“

Der Wagen war schon im Gange und rollte, ohne anzuhalten, vor der kleinen Gruppe vorüber. Lebhafte Grüße wurden gegenseitig gewechselt und Grazia erhob, wie fragend, ihren Sonnenschirm, aber die Herzogin verständigte sie durch einen raschen Wink, daß sie noch ein wenig weiter fahren wolle. Celati hatte sich umgewandt, um das junge Mädchen anzuschauen.

„Wie schön sie ist!“ sagte er innig.

„Je nun, ich beklage mich nicht; ihr Lärvchen gefällt.“

„Und natürlich? . . .“

„Das versteht sich. Gino Flaviati, der so oft und so laut verkündet hat, daß er sich nie verheiraten werde, war der erste; dann kam Luciano d'Equis und Federico Sombrero; lauter vorzügliche Partieen. Wie Sie sehen, war für die Nachfolge Febos gesorgt. . . . Aber Grazia will von keinem etwas wissen. Zuerst ließ ich sie gewähren; sie ist jung und kann sich den Luxus erlauben, eine gewisse Anzahl Bewerber abzuweisen. Aber jetzt fängt mir die Sache an ein wenig seltsam zu werden und der Grund, um dessen willen Grazia vorige Woche den Marchese Fisardi abgewiesen hat, will mir gar nicht gefallen. Stellen Sie sich vor, ein vernünftiges Mädchen wie meine Tochter stößt sich an der Form der Nase ihres Freiers und schwört mir ganz ernsthaft, daß sie nicht mit einem Manne leben könne, der das ‚R‘ schnarre.“

„In der That,“ erwiderte Celati lachend, „dieser Grund ist Graziella Minervas nicht würdig.“

Die Herzogin schwieg einen Augenblick, dann fuhr sie fort:

„Sie sprachen vorhin von Alberto Stranieri und sagten, daß Sie ihn kennen.“

„Ja, Herzogin und ich bin stolz darauf. Er ist mein großer Liebling und war es schon in seiner Kindheit.“

„Seit seiner Kindheit sagen Sie? Gott sei gelobt! Endlich finde ich jemand, der den lieben, einzigen jungen Mann in . . . illo tempore gekannt hat und mir etwas über ihn sagen kann.“

„O, soviel Sie wollen, Herzogin. Er ist eine Perle von einem Jungen, von jedermann geachtet und geliebt, ein fleckenloser Charakter, ein wahres Genie. . . .“

„Aber das alles weiß ich so gut wie Sie, lieber Celati. Er hat eine glänzende Carriere gemacht; er tanzt wie ein Engel, singt köstliche neapolitanische Romanzen, spricht ich weiß nicht wie viele Sprachen, lebt auf großem Fuße, unsre Damen sind vernarrt in ihn. Aber bei alledem: Wer ist er eigentlich?“

Diese brüske Frage versetzte Celati in nicht geringe Bestürzung. „Sie . . .“ sagte er stockend, „Sie wünschen zu wissen? . . .“

„Ei,“ fuhr die Herzogin fort, „Sie haben mir soeben erst gesagt, daß Sie ihn seit lange kennen, und jetzt antworten Sie mir in einer Weise . . . ungefähr so wie Bianca, als ich mich an sie wandte, und . . .“

„Wie? Sie haben Bianca gefragt?“ unterbrach sie Celati erregt.

„Das nimmt Sie wunder? Ich hatte ihn ja in ihrem Hause in Arcello kennen gelernt und traf ihn hier ebenfalls in ihrem Hause. Ich konnte also voraussetzen, daß sie von der Herkunft des jungen Mannes Näheres wisse.“

„Und was sagte sie Ihnen?“ fragte Celati beklommen.

„Sie antwortete mir, aufrichtig gesagt, in sehr seltsamer Weise. Sie wisse nicht; sie sei nicht sicher; er sei ihr vom General empfohlen; er sei ein Freund Febos . . . kurz nichts, was mich befriedigen konnte . . . Ich versuchte andre Quellen aufzufinden . . . vergebens! Und das ist mir ärgerlich, denn da es sich um Grazia handelt . . .“

„Wie?“ rief Celati im Tone lebhaften Bedauerns, „interessiert sie sich für ihn?“

„O mein Gott! Sich interessieren, das ist rasch gesagt . . . Ich möchte eher sagen, daß ich eine gegenseitige Zuneigung zwischen ihnen zu bemerken glaube. Sie sah ihn überall, er

hat meine Gesellschaften besucht, und nun machen mich die Körbe, die Grazia so beharrlich austeilt, besorgt und ich möchte nicht, daß sie ..."

„Ich hoffe," sagte Celati warm, „daß Ihre Besorgnis unbegründet ist. ... Mein armer Stranieri ist keine Partie für Grazia."

„Nicht?" sagte die Herzogin lebhaft. „O wie leid thut mir das! Was wollen Sie," fuhr sie fast wie sich entschuldigend fort. „Er ist ein so liebenswürdiger junger Mann, eine so vornehme Erscheinung, er sieht wie ein Prinz aus. ... Und hören Sie ... wenn er auch nicht so reich wäre, als er scheint, so würde ich ein Auge zudrücken, Grazia ist ja mein einziges Kind; und wenn er auch nicht von altem Adel wäre ... meinetwegen ... Grazias Glück geht allem andern vor! ... Wenn er nur aus guter Familie ist, so ..."

„Ach!" erwiderte Celati mit Ueberwindung, „das ist leider der dunkle Punkt. Er hat gar keine Familie. Seine Herkunft. ..." Er stockte, die Herzogin errötete und biß sich auf die Lippen.

„O!" rief sie, „ich verstehe Sie. Aber ist die Sache hoffnungslos? ... Manchmal kommt es vor, daß eine späte Reue eine Anerkennung."

„Unglücklicherweise ist das unmöglich; das Schicksal hat sein letztes Wort gesprochen. Der Vater ist tot; er hat einen legitimen Sohn hinterlassen und hat in seinem Testamente meinen armen jungen Freund nicht einmal erwähnt. Alberto hat nichts von der Zukunft zu hoffen."

„Ich habe verstanden," sagte die Herzogin nach kurzem Schweigen mit einem tiefen Seufzer. „Ich weiß jetzt, was ich zu thun habe."

„Glauben Sie wirklich, daß Grazia den armen Jungen liebt?"

„Wenn Grazia wüßte, daß sie ihn liebt, so hätte sie es mir gesagt, denn sie hat volles Vertrauen zu mir. Aber jetzt muß in jedem Falle alles ein Ende haben; ich begreife, wie unter den obwaltenden Umständen eine Heirat zwischen den beiden unmöglich ist. Manchmal liebt man, ohne es zu wissen, lieber Freund, und das ist's gerade, was die Liebe so furchtbar macht. Schöne Geschichten, wahrhaftig; schöne Geschichten." Und so sprechend, hüllte sie sich, halb ärgerlich, halb bekümmert, in ihren reichen persischen Shawl. „Es ist kalt," murrte sie. „Bitte sagen Sie Pietro, er solle

auf den großen Platz zurückkehren. Grazia ist genug spazieren gegangen."

Fünf Minuten später nahm Grazia Celatis Platz im Wagen ein und plauderte lebhaft mit ihrer Mutter. Sie hatte sich auf dem Spaziergang mit dem Oheim vorzüglich amüsiert. Wie schön war es heute in den Cascinen! Und hatte sich die Mama das neue Pferd des Lieutenant Stranieri genau angesehen? Es war ein ungarisches Vollblut aus dem Gestüt Esterhazy.

„Nein, mein Fräulein, ich habe es nicht angesehen. . . . Seit wann bekümmern sich die jungen Damen um Pferde, als wären sie Reitknechte?"

Grazia fühlte sich tief gekränkt. Wie schlecht war die Mama bei Laune, wie zornig war sie! Sie wagte nicht mehr mit ihr zu reden und war doch so vergnügt und hätte so gern geplaudert! Die Spazierfahrt war heute von kurzer Dauer; der Wagen der Herzogin hielt nur einen Augenblick auf dem großen Platze. Giulia fürchtete die Feuchtigkeit, die so plötzlich und hinterlistig aus diesen großen, blühenden Rasenflächen aufsteigt. Und darum . . . gerade als sich zwischen der Viktoria, den neben ihr haltenden Equipagen und einer kleinen Schar Reiter eine lebhafte Unterhaltung entspann . . . befahl die Herzogin dem Diener plötzlich, aufzusteigen, und fort ging es nach Hause.

Grazia war beunruhigt; was hatte nur die Mama, warum sprach sie nicht? . . . Ach, arme Grazia . . . wenn sie es geahnt hätte!

Sie saßen zusammen in ihrem Boudoir. Sie sah ihn lächelnd an, er aber betrachtete sie mit ernstem, besorgtem Blick.

„Also," sagte die Marchesa d'Arcello.

„Also, ich bin durchaus nicht mit Ihnen zufrieden," antwortete Graf Celati. „Sie haben sich erlaubt, in diesen letzten Monaten sehr mager zu werden."

„Dafür sollten Sie mich loben; das beweist, daß ich mich verjünge; man wird nur stark, wenn man alt wird. Uebrigens befinde ich mich auch ganz wohl."

„Wenn das der Fall ist, woher kommen dann diese trüben Augen?"

„Ihnen zu dienen, Herr Inquisitor, weil ich heute früh ein wenig Migräne hatte."

„Und, verzeihen Sie, warum gehen Sie da nicht vernünftig zu Bett?“

„Welche Frage! Weil ich es vorziehe, in die Pergola zu gehen; ich hoffe doch, Sie werden auch hinkommen?“

„Ganz gewiß, weil Sie hingehen. Aber würden Sie nicht vorziehen? . . .“

„Ich ziehe entschieden die Pergola vor. Man gibt meine Lieblingsoper: die Hugenotten.“ Mit diesen Worten stand sie auf, rückte etwas auf einem Tischchen zurecht und setzte sich dann wieder.

„Wie lange wir uns nicht gesehen haben, fast fünf Monate,“ begann sie. „Und,“ fügte sie mit gezwungenem Lächeln hinzu, „wie viel Neues ist während Ihrer Abwesenheit geschehen . . . nicht wahr?“

„Ich habe Febo und seine junge Frau gesehen; sie scheinen sehr glücklich zu sein.“

„O, ja. Er ist sehr verliebt in sie. . . . Aber was werden Sie gesagt haben, Celati, als . . .“

Sie sprach es lächelnd und wie obenhin, aber ihre armen müden Augen verrieten eine peinliche Angst.

„Ich habe gar nichts gesagt,“ erwiderte Celati sanft, „ich habe nicht einmal darüber nachgedacht. Wie seltsam auch die Sache auf den ersten Blick scheinen mag, so habe ich, der ich Sie kenne, doch keinen Augenblick gezweifelt, daß sowohl Vernunft, wie Herz Sie dazu veranlaßt haben, Ihre Einwilligung zu dieser Heirat zu geben.“

Ein mattes Lächeln überflog Biancas Antlitz. Wortlos reichte sie Celati ihre weiße, abgemagerte Hand, die er in den seinen festhielt.

„Sie . . . Sie . . . sind ein wahrer Freund,“ sagte sie dann langsam.

„Und werde es immer bleiben,“ antwortete er einfach.

„Und wie geht es Alberto?“ setzte er nach einer Weile hinzu.

Bianca hob, sichtlich belebt, das Haupt. „Oh, ihm geht es gut,“ sagte sie. „Er fühlt sich sehr glücklich hier, wo er von jedermann . . .“

Sie brach ab, weil sie merkte, daß sie zu erregt sprach.

„Wo er von jedermann geliebt und gefeiert wird, wollen Sie sagen. Das nimmt mich gar nicht wunder. Er besitzt im vollen Maße jene seltene Gabe zu gefallen, die . . . in gewissen Fällen so gefährlich ist.“

„Gefährlich! Nicht doch. Er ist so weit davon entfernt ein Stutzer zu sein.“

„Gewiß ... aber das hindert nicht, daß ...“

Die Marchesa wurde von plötzlicher Unruhe befallen.

„Was?“ fragte sie ungestüm, Celati ihr Antlitz voll zuwendend, dann fuhr sie, sich beherrschend fort, indem sie versuchte, einen scherzhaften Ton anzunehmen. „Vielleicht ein neues Geschichtchen, ... ein kleines Abenteuer ... Sie wissen, daß ich nicht ...“

„Ich weiß es,“ sagte Celati lächelnd. „Ich weiß, daß auch Sie wissen: „Il faut que jeunesse se passe.“ Ich würde daher auch eine kürzlich vorgefallene kleine Unannehmlichkeit nicht erwähnt haben, wenn es sich nicht um jemand handelte, der Ihnen teuer ist.“

„Sie sagten ... es handle sich um Alberto? ...“ fragte die Marchesa, die vergeblich ihre steigende Angst zu verbergen suchte.

„Jawohl, um Alberto und noch jemand.“

„Um ... um wen? ...“ fragte Bianca fieberhaft erregt.

„Um Grazia di Monte.“

„Grazia?“ schrie die Marchesa auf. „Grazia? Ach!“ fügte sie dann ganz entsetzt hinzu. „Ich habe es gefürchtet; aber ich hoffte ... o, ich hoffte, daß ich mich täuschte.“

„Es thut mir leid,“ sagte Celati, betrübt und erstaunt, sie so erschreckt zu sehen, „daß meine Worte Ihnen Kummer bereiten. Es ist ja nur eine Vermutung.“

Aber die Marchesa hörte nicht auf ihn; totenbleich und mit erloschener Stimme fragte sie: „Also Alberto Stranieri liebt Grazia di Monte?“

„Verstehen wir uns recht, Marchesa. Es handelt sich höchstens um eine gegenseitige Neigung, die wie mich die Herzogin versichert, noch nicht tief wurzeln kann.“

„Hat Alberto vielleicht seinem Gefühl Worte geliehen?“

„Nein,“ unterbrach sie Celati rasch, „der junge Mann beträgt sich mit vollendetem Zartgefühl und ich wiederhole Ihnen, es ist nichts Ausgesprochenes.“

„Aber sie lieben sich,“ versetzte Bianca verstört. „Sie lieben sich; es ist ein Unglück, darum muß es sein. O mein Gott, mein Gott!“

Der Ton, mit dem sie diese letzten Worte rief, war so herzzerreißend, daß Celati ganz bestürzt wurde.

„Es ist freilich sehr unangenehm,“ flüsterte er.

„Unangenehm!" schrie die Marchesa mit kurzem, krampfhaftem Auflachen. „Unangenehm?" Dann sagte sie einfach: „Erzählen Sie mir alles."

„So hören Sie. Die Herzogin ist, wie jedermann, dem Zauber unterlegen, den der liebe Junge ausübt. Sie selbst lud ihn in ihr Haus ein, und da er viel in Gesellschaft geht, traf er fortwährend mit den beiden Damen zusammen. Unsre Freundin hatte sofort daran gedacht, Erkundigungen über Alberto und seine Verhältnisse einzuziehen, aber . . ."

Eine schmerzliche Bewegung malte sich auf Biancas Zügen und Celati hielt einen Augenblick inne, aber sie veranlaßte ihn durch eine entschlossene Gebärde, fortzufahren.

„Sie erhielt keine genügende Aufklärung. Vor einigen Tagen nun war ich mit der Herzogin in den Cascinen; ich sah dort Alberto und wir sprachen über ihn. Da fragte sie mich in der bündigen, praktischen Weise, die ihr eigen ist, über den jungen Mann aus, und da es sich um Grazia handelte, durfte ich gewissenhafterweise . . ."

„Und was haben Sie gesagt?"

„Die Wahrheit, Marchesa!"

Bianca sah ihn befremdet an. „Die Wahrheit?" wiederholte sie.

„Natürlich habe ich niemand genannt . . . aber es war doch meine heilige Pflicht, der Herzogin über die Herkunft des jungen Mannes reinen Wein einzuschenken."

„Ja," sagte die Marchesa, „Sie mußten es thun. Und nach der Offenbarung dieser . . . Wahrheit entschloß sich Giulia, den Verkehr mit ihm abzubrechen?"

„Natürlich! . . . Sie ist Mutter, und ich bin überzeugt, daß Sie Marchesa, wenn Sie eine Tochter hätten, ebenso handeln würden."

„Ich? . . ." rief Bianca, „Ich?"

Eine wilde innere Empörung schien sie einen Augenblick lang zu beherrschen, dann erlosch sie plötzlich und ein dumpfes Aechzen entfloh ihren Lippen.

„Ja," flüsterte sie, „ich hätte . . . auch gehandelt wie Giulia."

Angesichts der augenscheinlichen Verstörung Biancas wagte Celati nicht weiter zu sprechen, aber sie faßte sich schnell, schüttelte heftig den Kopf und bat ihn, fortzufahren.

„Die Herzogin war so betrübt über diese Nachricht," fuhr Celati fort, „daß sie einen Augenblick lang den Ge-

danken einer möglichen Verbindung festhielt, indem sie mich fragte, ob keine, wenn auch leise Hoffnung einer Legitimation für den armen Jungen vorhanden sei. Ich mußte sie jedoch leider versichern, daß sein Unglück unwiderruflich sei."

„Unwiderruflich," flüsterte Bianca, indem sie beide Hände auf Stirn und Augen preßte, als wolle sie sich dem Tageslichte verschließen; aber vor ihrem verdunkelten Auge mußte wohl ein gespenstisches Schreckbild auftauchen, denn Celati sah, wie ihre Wangen sich mit Totenblässe bedeckten. Er war im Begriff, sie zu fragen, ob sie sich unwohl fühle, als leise an die Thür des Zimmers geklopft wurde und eine jugendliche Frauenstimme von außen rief: „Ist's erlaubt?"

Die Marchesa fuhr zusammen; doch wenige Sekunden genügten, um ihr die gewohnte ruhige, würdige Haltung wiederzugeben, und leise rief sie: „Herein!"

Die Thür wurde geöffnet und die Marchesina Zoraide d'Arcello steckte den schön frisierten Kopf gleichsam fragend herein. „Oh!" . . . rief sie, sich mit gut gespielter Verwirrung zurückziehend, „ich bitte tausendmal um Verzeihung . . . ich wußte nicht . . ."

„Komm nur herein!" sagte die Marchesa.

Unter fortwährenden Entschuldigungen trat Zoraide ein. O mein Gott! . . . Sie war noch in Morgentoilette . . . es war eine Schande, nicht wahr?

Sie trug in der That ein höchst elegantes, mit prachtvollen Spitzen garniertes Morgenkleid, war aber schon zum Theater frisiert, und in ihre auf den Rücken herabfallenden Locken war auf der Seite ein Zweig dunkelroter Rosen gesteckt. „O," sagte sie, Celatis Komplimente in der gewandten Weise zurückweisend, die sie Männern gegenüber schon anzunehmen verstand, „ich bin nicht präsentabel, und der einzige mildernde Umstand ist, daß ich im Begriff stand, mich zur Oper anzukleiden. Ich kam," fügte sie zur Marchesa gewendet mit weniger freiem Tone hinzu, „ich kam, um zu fragen, ob Ihr Kopfweh . . ."

„Ich danke dir, es ist viel besser," antwortete Bianca. „Ich hoffe, wir werden nicht zu spät kommen, wenn ich sogleich Toilette mache."

„O wie schön!" rief Zoraide; aber wie sehr sie auch schon in der Verstellung geübt war, so verriet ihre Stimme doch eine leise Enttäuschung. Sie ging lieber mit Febo allein in die Pergola, wo der muntere Schwarm seiner Freunde ihr

manchmal die große Genugthuung verschaffte, daß ihrer Loge von den Lümmeln im Parterre, welche der Musik Meyerbeers andächtig zu lauschen beanspruchten, Ruhe geboten wurde. „O wie schön," wiederholte sie. „Ich fürchtete fast, daß Sie uns nicht begleiten könnten. Ich eile, mich anzukleiden, um Sie nicht warten zu lassen. Entschuldigen Sie."

„Ja, geh nur," erwiderte Bianca.

Es konnte nichts Höflicheres, noch Korrekteres geben, als die wenigen Worte, die zwischen den beiden Frauen gewechselt wurden; aber weder die gewandte Unbefangenheit der jungen Frau, noch die nachsichtige Freundlichkeit der Marchesa hatten dem Gespräche eine wärmere Färbung gegeben. Zoraide reichte dem Grafen die Hand, verneigte sich vor ihrer Schwiegermutter und verließ mit graziösem Schleppenwurf das Zimmer. Aber dieses Manöver verfehlte seine Wirkung auf den Grafen Celati, der, im Begriff sich zu verabschieden, vor der Marchesa stand.

„Auf Wiedersehen also," sagte Bianca, ihm die Hand reichend.

„Sie haben heiße Hände; gestehen Sie nur, daß Sie sich nicht wohl fühlen. Hätten Sie nicht Lust, sich ein wenig auszuruhen?"

Sie blickte ihn eine Sekunde lang starr an. „Ruhen?" sagte sie dann, „ruhen? Ja," fügte sie mit müdem Lächeln hinzu. „Ich werde ruhen ... gewiß ... aber später, nicht jetzt."

Celati wurde durch Geschäfte zurückgehalten und konnte sich erst um halb elf Uhr in das Theater begeben. Der Vorhang war soeben nach der schrecklichen Szene gefallen, in welcher der Segen über die Dolche gesprochen wird, und die Zuschauer fühlten das dringende Bedürfnis, sich von dem düsteren Zauber, den Musik und Handlung ausgeübt, zu befreien. Die Korridore waren während des Zwischenaktes gedrängt voll und Celati mußte am Fuße der Treppe, die zu den Logen des ersten Ranges führt, eine Weile warten. Plötzlich sah er Alberto Stranieri vorübergehen.

Der junge Mann schritt eilig und, wie es Celati schien, etwas verdüstert, mit gesenktem Kopfe so dicht an dem Grafen vorüber, daß dieser ihn leicht auf die Achsel klopfen konnte.

Da erst sah ihn Alberto und grüßte ihn. Aber seine

gewöhnliche Lebhaftigkeit, die frische Heiterkeit, die sonst aus seinen großen, blauen, leidenschaftlichen Augen sprach, fehlte heute abend vollständig.

„Wie? So spät?" sagte er zu Celati.

„Ja, leider. Kommen Sie, leisten Sie mir ein wenig Gesellschaft, bis die Menge sich verlaufen hat, dann will ich meine Runde fortsetzen. Ich habe der Marchesa einen Besuch versprochen; kommen sie vielleicht aus ihrer Loge?"

„Nein, ich komme von der Herzogin."

„Ah! Sie hat wohl viel Besuch?"

„Eine Unmasse!" antwortete der junge Offizier verdrießlich. „Ich war eine halbe Stunde dort, ohne mit . . . jemand ein Wort wechseln zu können. Jetzt gehe ich fort; diese traurige Musik verstimmt mich, macht mich nervös. Guten Abend, Celati; empfehlen Sie mich der Marchesa."

„Wie, Sie wollen Sie nicht selbst begrüßen?"

„Nein. Ich bin nichts weniger als rosiger Laune; ich war schon genügend überflüssig in der Loge der Herzogin und ich denke, es würde mir in der Loge d'Arcello ebenso gehen. Obendrein mit der Marchesina als Zugabe. Sie wissen, daß sie mir nicht sympathisch ist."

„Ich höre jedoch, daß sie im allgemeinen sehr gefällt."

„O ja. Sie hat gerade das, was nötig ist, um allgemein zu gefallen. Zu meinem Unglück teile ich den allgemeinen Geschmack nicht; ich empfinde es als eine zu große Unverschämtheit von ihr, daß sie die Schwiegertochter der Marchesa Bianca geworden ist; das kann ich ihr nicht verzeihen."

Der Graf lächelte mit geheimem Wohlgefallen. „Ich verstehe das," sagte er. „Aber das Schicksal und Febo haben es so gewollt und wir müssen, wenn auch nur aus Rücksicht für unsre Freundin . . ."

„Wir? Das heißt nur Sie, lieber Celati. Eine barmherzige Fügung der Vorsehung überhebt mich einer Anstrengung, die über meine Kräfte gehen würde. Die Marchesina beehrt mich mit einer besondern Abneigung, die auch dem blödesten Auge sichtlich ist."

„Die Marchesina? Wie kommt das, was haben Sie ihr gethan?"

„Ich habe sie ungeheuer, unverzeihlich beleidigt. Ich kann die gnädige Marchesina Haydée nicht ernsthaft nehmen. Kennen Sie die Geschichte von dem wunderthätigen Kruzifix, das von jedermann angebetet wurde? Ein Bauer allein ver-

weigerte ihm die gebührende Ehrfurcht und führte zu seiner Entschuldigung an, er habe das Ding gekannt, als es nichts weiter als ein kleiner Kirschbaum gewesen sei. Nun sehen Sie, das ist mein Fall. Ich habe sie als Kirschbaum gekannt und kann sie nicht anbeten. Wir sind uns in Arcello begegnet und das behagt ihr nicht."

„Sie sehen Gespenster!" sagte Celati lachend. „Sind Sie vielleicht deswegen heute abend so schlechter Laune?"

„Nein, wahrlich nicht. Es thut mir Febos wegen leid, den sie mir auf jede Weise zu entfremden sucht . . . aber ihretwegen . . . nein. . . . Mir gehen andre Dinge im Kopfe herum, Gedanken, die ich früher nie gehabt habe. Uebrigens habe ich unrecht, mir die Marchesina Haydée so sehr zu Herzen zu nehmen; eigentlich sollte ich sie bewundern; sie hat meisterhaft gespielt . . . das große Spiel, das alle Frauen, auch die besten, unschuldigsten spielen. . . . Aber das Gedränge ist vorbei; ich will Sie nicht länger aufhalten. Viel Vergnügen."

„Guten Abend, Stranieri. Ich denke, ich kann Ihnen den Wunsch zurückgeben. Es ist heute Samstag; da ist nach dem Theater bei der Baronesse Aurora Gesellschaftsabend."

„Ich gehe nicht zur Baronesse Aurora, noch sonstwohin; ich bin furchtbar verstimmt."

Er machte einige Schritte, kehrte aber sofort wieder um, als wenn er etwas vergessen hätte. „Celati," fragte er, kurzweg und ein wenig scharf, „wissen Sie, daß die di Monte auf ihre Villa Montevarchi gehen?"

„Wie, sie gehen fort?" sagte Celati erstaunt. „Wann denn?"

„Nächste Woche."

„So gehen sie dieses Jahr früher fort, als sonst? Gewöhnlich beziehen sie die Villa erst Ende Mai, nach dem Wettrennen."

„Richtig . . ." erwiderte Stranieri mit bittrem Spotte, „sie warten nicht einmal das Rennen ab." Er biß sich auf die Lippen und blieb einen Augenblick lang regungslos stehen. „Entschuldigen Sie," sagte er dann, „ich wollte nur wissen . . . gute Nacht."

Er verließ rasch, mit finster gerunzelten Brauen das Haus und warf sich in eine Droschke, deren Kutscher er nur zurief: „Fahr zu!" Und der arme, erschöpfte Gaul trabte lange durch die verödeten Gassen, ohne Aufenthalt, ohne den Weg zum heimischen Stalle einschlagen zu können, weil sein Herr,

an dessen Ohr bei jeder Neigung anzuhalten, das gebieterische: „Fahr zu“ seines Fahrgastes schlug, ihn immer von neuem antrieb.

Endlich gelangten sie an der Ecke der Straße Santa Trinita auf den Lungarno, und als Stranieri zufällig aufblickte, sah er, daß der wohlbekannte Palast der Baronesse Aurora erleuchtet war. Sogleich fiel ihm ein, daß Celati ihm gesagt hatte, die Baronesse habe heute Empfangsabend. Er wußte, daß er dort oben ein freudiges Willkommen, eine glänzende Gesellschaft und die großen schwarzen Augen einer der schönsten Damen der Florentiner Aristokratie finden werde; zwei feurige, siegesgewisse Augen, die oft ihre Macht gebrauchten, wenn sie in die seinigen blickten. Er schüttelte den Kopf, lächelte, rief dem Kutscher ein „Halt“ zu und stieg wenige Schritte vor der Einfahrt des Palastes aus. Aber während er diese wenigen Schritte zurücklegte, hatte er sich wieder anders besonnen.

Der Fiaker war verschwunden und er setzte widerwillig seinen Spaziergang längs des dunkeln, düsteren Lungarno fort, der so ganz verschieden von dem Lungarno der Vesperstunde erschien. Von ferne brauste das Wasser des Stromes, das sich mit schwerem, tosendem Falle über das Wehr stürzte; der schwarze, unförmliche Schatten der Cascinen lag wie eine ungeheure Wetterwolke vor ihm, die sich drohend und düster auf sein Leben herabgesenkt hatte. Jetzt dachte er nicht mehr an die großen, schwarzen, kecken Augen, in die er vor einem Augenblicke hätte schauen können.

Nein, er dachte an den reinen, unschuldigen Blick eines Mädchenauges, an einen jener Blicke, die vor allem Achtung fordern und nur durch diese Liebe zu erwecken verstehen. Er dachte an die herzliche Fröhlichkeit, das ruhige Vertrauen, das aus diesem Blicke sprach, und an die unschuldige, unbewußte Zärtlichkeit, die ihm seit einiger Zeit daraus entgegengestrahlt hatte. Und während er sich durch das Bewußtsein des Glückes, das ihm in diesem Blicke aufging, im Innersten bewegt und erhoben fühlte, hatte er sich getrübt, ward er unruhig und verstört . . . vermied sein Auge, und wenn er ihm zufällig begegnete, wendete er sich erschreckt ab.

Auch das Benehmen der Herzogin ihm gegenüber war ein andres geworden; und doch wußte Alberto, daß er Grazia nicht gleichgültig sei. . . . Er fühlte, wenn auch unklar, daß sie unter ihrer Kälte einen Schmerz, unter ihrer ungewohnten,

übertriebenen Strenge einen tiefen Kummer verbarg, und gewahrte darin einen Widerschein der Liebe, der er nie Worte geliehen, die aber zu seinem Unglück treu und wahr in seinem Herzen glühte. Und es war jene allmächtige Liebe, welche wahrhaft die erste, das heißt die einzige Liebe eines Mannes ist, ob ihr auch jugendliche Wallungen und stürmische Leidenschaft vorausgingen.

Dies alles sagte sich Alberto, und er sagte sich auch, daß zwischen ihm und Grazia notwendigerweise alles zu Ende sei. Alles? — Ja, alles! All das Wenige, all das Nichts, das plötzlich, ohne daß es noch eine feste Gestalt gewonnen hatte, der Stern, der Inhalt seines Lebens, das Glück seines Herzens geworden war.

Grazia würde ihm sicher keine Gelegenheit geben, sich zu erklären, noch würde ihm sein Stolz erlauben, eine solche zu erbitten. Freiwillig oder nicht; Grazia stieß ihn zurück, und die Herzogin ebenfalls. Seine Werbung wurde von der Familie di Monte zurückgewiesen. Und warum? Die Antwort auf dieses Warum tobte dumpf und drohend in seiner verdüsterten Seele. Und darum schritt er zu dieser Stunde längs des finsteren, öden Lungarno dahin und lauschte dem dumpfen, drohenden Brausen des Stromes, das durch die dunkle Nacht erklang.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

„Liebes Herz,“ sagte die Marchesa, während sie Grazia entgegenging, die schüchtern in den Salon trat.

„Bist du allein?“ fuhr sie fort, indem sie das junge Mädchen zärtlich umarmte. „Wo hast du Fräulein Schöffer gelassen?“

„Sie ist unten im Wagen geblieben und ich bin heraufgekommen, um Sie einen Augenblick zu besuchen. Aber störe ich Sie auch nicht? Sind sie wirklich allein?“

„Ja. Meine Schwiegertochter ist ausgegangen und Febo auf einige Tage nach Arcello gereist.“

„O, desto besser,“ seufzte das junge Mädchen. „Das heißt, ich wollte sagen ...“

Sie wollte wahrscheinlich nichts sagen, denn ohne ein

Wort hinzuzufügen, entfernte sie sich ruhelos von der Marchesa und trat an die kleine Voliere.

„Blitz ist heute nicht artig," sagte sie, auf einen der Kanarienvögel weisend. „Er läßt die Flügel hängen."

„Wie du," antwortete die Marchesa sanft.

„Ich!" entgegnete Grazia errötend. „Ich bin im Gegenteil . . . sehr vergnügt."

„Weswegen?" fragte Donna Bianca leise.

„Weil . . . wir früher als gewöhnlich aufs Land gehen. Im Park von Montevarchi muß es jetzt so schön sein . . ."

Sie stockte, weil sie fühlte, wie schlecht ihr der Versuch gelang, die Unwahrheit zu sagen; ihre Stimme bebte und versagte ihr den Dienst.

Donna Bianca ahnte, daß das arme Kind ihr sein Herz ausschütten wollte, und empfand im voraus die Qual, die ihr dieses Vertrauen bereiten werde. Sie hätte es leicht verhindern können, allein sie wollte es nicht. Es schien ihr, als ob seit einiger Zeit alles, was geschah, das stumme, unerbittliche Walten der Gerechtigkeit sei, der nicht Genüge geschehen. Ihretwegen hing jetzt ein ungeheurer Schmerz drohend über dem Haupte ihrer Lieben; ihre Schuld wurde das Unglück teurer Menschen; sie hatte kein Recht, die Augen zu schließen, um es nicht zu sehen.

„Grazia," sagte sie zu dem Mädchen, „du bist zu mir gekommen, um mir etwas zu sagen."

Grazia zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann überzog glühende Röte ihr Antlitz, und das Haupt senkend, flüsterte sie kaum vernehmlich: „Ja."

„Warte einen Augenblick, Grazia. . . . Hast du dich nicht deiner besten Freundin . . . deiner Mutter anvertraut?"

„Ja, o ja. . . . Ich habe ihr versprochen, alles . . . alles zu thun, um nicht mehr daran zu denken. Aber es wird mir so sehr schwer, und Mama will mir nicht sagen, warum ich es thun muß . . . und doch deucht es mir, daß mir leichter ums Herz sein würde, wenn ich es wüßte."

Das Wort „schweig" drängte sich gewaltsam auf die Lippen Biancas, aber sie unterdrückte es und sagte statt dessen: „Sprich, mein Kind."

„Ja," fuhr Grazia im unwiderstehlichen Drange, ihr Herz zu erleichtern, mutiger fort, „ich möchte wissen . . . es ist etwas Seltsames und ich fühle wohl, daß ich nicht danach

fragen sollte. . . . Und doch . . . ich möchte wissen, was Alberto Stranieri verbrochen hat."

Einen Augenblick lang stand die Marchesa wie vom Blitz getroffen, dann rief sie: „Alberto etwas verbrochen! Das ist unmöglich!"

„Ach, es ist unmöglich," wiederholte Grazia und aus diesem doppelten Schrei, aus dieser doppelten Verneinung sprach ein und dasselbe Gefühl: eine stolze Zärtlichkeit.

Doch beide verstummten sofort und schauten in der Furcht, sich verraten zu haben, eine die andre unsicher an.

Die Marchesa fand zuerst ihre Selbstbeherrschung wieder und fragte: „Also was möchtest du?"

„Ich will Ihnen alles sagen. Sie wissen, wie wir uns in Arcello kennen lernten. Wir begannen von Ihnen zu sprechen und entdeckten, daß wir uns über dieses Thema vielerlei zu sagen hatten; denn auch er liebt Sie sehr. . . . Er hat mir gesagt, daß Sie ihm so viel Freundlichkeiten erwiesen, so viel Güte bezeigt haben. Das war der Anfang. Später . . . wenn man sich fortwährend sieht, fühlt man eine gewisse Freundschaft für einander . . . nicht wahr? Und dann kommt ein andres Gefühl hinzu, das man nicht recht versteht. . . . Mir schien es so natürlich . . . mir war, als könne es gar nicht anders sein; ich wußte ja nicht, daß es ein Schmerz werden könne, wie jetzt; ein so großes, bittres Leid. . . . Damals dachte ich an nichts, als an das Glück, ihn immer zu sehen, mit ihm zu tanzen, Gutes von ihm reden zu hören und zu wissen, daß er über die Freundschaft und Achtung, die ich für ihn fühlte, glücklich war . . ."

Sie stockte; Schluchzen erstickte ihre Stimme.

Bianca hatte ihr stumm und regungslos zugehört; jedes Wort war ihr wie ein Dolchstich ins Herz gedrungen und durch ihr Hirn zuckte immer und immer der Gedanke: Durch meine Schuld . . . durch meine Schuld! Erst Febo, dann Grazia! . . . „Fahre fort," sagte sie nach einer Weile laut.

„Eines Tages sagte mir Mama, daß ich mein Betragen gegen ihn ändern, daß ich ihm kälter begegnen müsse. Auch sie und der Oheim begannen ihn kälter und zurückhaltender als früher zu behandeln. Sie sprachen nicht mehr von ihm, oder wenn sie es thaten, so geschah es in einer Weise, daß ich vermutete, er habe etwas Böses gethan. Ich bemühte mich, der Mama zu gehorchen, aber es gelang mir nicht immer. Er bemerkte mein verändertes Wesen und ich sah, daß er

darunter litt. O, wie weh that mir das ... und doch gab es mir auch eine Art von Glück. ... Verstehen Sie mich, Marchesa, verstehen Sie mich?"

„Ich verstehe dich," erwiderte Bianca. „Fürchte nichts, ich verstehe dich. Aber sprich weiter."

„Ich sagte nun der Mama alles; ich sagte, daß der Schmerz, ihn immer zu sehen und ihm Kummer zu bereiten, über meine Kräfte gehe. Und Mama fühlte mit mir und versprach mir, daß wir sogleich, noch vor dem Rennen, aufs Land gehen würden, um die Kämpfe abzukürzen, da Herr Stranieri niemals Anspruch auf meine Hand machen könne. Und so ... wird alles ... und für immer zu Ende sein."

Die bleichen Lippen des Mädchens zuckten und an ihren gesenkten Wimpern zitterten helle Thränen.

„Und du," sagte Bianca, „hast dich an mich gewendet, um ..."

„Ja, ich that es, weil Sie mich so lieb haben und weil ich glaubte, daß Sie vielleicht die Wahrheit wüßten. Glauben Sie nicht, daß ich irgendwie ungehorsam gegen Mama sein will, so etwas wird Ihre arme Graziella niemals thun. Ich weiß ja nur zu gut, daß alles zu Ende ist. Aber ehe ich fortgehe, möchte ich, daß jemand ... daß Sie so barmherzig wären, meinem Schmerze diese Bitterkeit zu nehmen, mir zu sagen, daß er niemals eine ehrlose Handlung begangen hat. Denn hätte er dies gethan, so deucht mich, wäre mein ganzes Leben vergiftet; ich könnte nie, niemals mehr glücklich sein, denn jetzt weiß ich, wie sehr ... ach, wie unsäglich ich ihn lieb gehabt habe."

Fast unbewußt sank Grazia in die Arme der Marchesa und lehnte das Haupt an ihre Brust. Die hellen Thränen rannen unaufhaltsam aus den Augen des Mädchens, während über ihrem blonden Haupte das bleiche Angesicht der Marchesa sich starr und regungslos erhob und die weit geöffneten Augen entsetzlich trocken ins Leere blickten.

„Höre mich an," sagte die Marchesa nach einer Weile. „Du hast wohl gethan, zu mir zu kommen, ich weiß die Wahrheit und ich werde sie dir sagen."

„O!" rief Grazia freudig, indem sie stürmisch das Haupt erhob. „Alberto ... ist also unschuldig, nicht wahr?"

„Alberto ist unschuldig," erwiderte Bianca. „Aber auf seinem Dasein lastet eine unauslöschliche Schande."

Grazia schaute sie zweifelnd an.

„Ich weiß nicht . . . ich verstehe das nicht,“ flüsterte sie ängstlich.

„Nein,“ fuhr die Marchesa fort, „du kannst und du sollst es auch nicht verstehen; aber glaube mir, glaube mir unbedingt. Auf seinem Leben lastet eine Schuld, an welcher er unschuldig ist; er hat sie nicht begangen und doch büßt er sie; er ist rein, rechtschaffen, treu und gut, aber die Heuchelei einer ewigen Lüge befleckt seine Vergangenheit, wie seine Zukunft. Seine Seele ist Licht, aber jene Schuld umhüllt ihn mit ewiger Finsternis und vernichtet ihn. Und diese Schuld, die dir niemand zu nennen wagt, die auch ich dir nicht nennen werde, diese Schuld ist es, die zwischen euch tritt, die euch trennt, für immer und ewig trennt. Das ist die Wahrheit, Grazia, die Wahrheit, die du von mir begehrt hast.“

„Aber das ist eine Ungerechtigkeit,“ rief Grazia mit plötzlicher leidenschaftlicher Empörung, „eine grausame Ungerechtigkeit!“

„Ja,“ entgegnete Bianca ungestüm. „Ja . . . es ist eine grausame Ungerechtigkeit.“ Sie verstummte und rang mühsam nach Atem.

Grazia weinte still vor sich hin; plötzlich flog es wie helle Freude über ihr Antlitz. „Ach!“ rief sie, von einem neuen Gedanken betroffen. „Ach, er ist unschuldig. Sie haben gesagt, er sei unschuldig. . . . Aber dann darf ich ihn ja noch lieben!“

„Nein,“ versetzte Donna Bianca, „du darfst ihn nicht lieben. . . . Es wäre vergeblich und nutzlos, weil du ihm nie angehören kannst. Das Leben ist nicht aus Träumen gewebt, Grazia; wir müssen in der Wirklichkeit, in der strengen, harten Wirklichkeit leben. Kämpfe mutig gegen dich selbst, reiße diese unschuldige, diese himmlisch reine Liebe aus deinem Herzen. Wir müssen stark sein . . . wir dürfen unser Herz durch keine Liebe beschweren, die niemand nutzen kann. . . . Du bist jung, du wirst wieder lieben, wenn auch nicht so wie heute. Kämpfe, kämpfe ohne Unterlaß, ohne zu ermüden. Es ist der höchste Ruhm des Weibes, sich selbst zu bezwingen. Es wird dich viel kosten, du wirst entsetzlich leiden, aber achte es nicht; der Sieg ist des Kampfes wert, ist jeden Kampfes, jeder Qual wert. Und wenn du dich zu unglücklich fühlst, dann denke, ach, denke an den ungeheuren Vorzug, der dir zu teil wurde, den Vorzug, nicht über deine Vergangenheit erröten zu müssen.“

Jetzt war Bianca nicht mehr blaß; eine dunkle Glut war über ihr Antlitz ausgegossen.

„Verstehst du mich?“ setzte sie hinzu; „verstehst du mich?“

Grazia neigte weinend das Haupt.

„Weine nur,“ sagte Bianca mit eigentümlicher, fast wilder Betonung. „Und wenn deine Thränen dir zu bitter dünken, wenn du glaubst, deinen glorreichen, unschuldigen Schmerz nicht länger ertragen zu können ... dann ... denke an die Thränen, die eine andre vergießen muß ... jene, die schuld an Albertos Unglück ist.“

„Sie lebt? Sie weiß alles? ...“ unterbrach sie Grazia. „Und ihretwegen ... o, Gott wird sie strafen!“

Jede Spur von Farbe war aus Biancas Antlitz gewichen, während sie tief das Haupt beugte.

„Grazia,“ sagte sie nach einer Weile, „Grazia, sei nicht zu hart. ... Wisse, daß Gott diese andre schon gestraft hat; härter gestraft hat, als du in deiner Unschuld und menschliche Gerechtigkeit in ihrer Strenge es verlangen könnten.“

Betroffen von der Würde dieser Ermahnung schwieg Grazia und eine unsägliche Rührung überkam sie.

„Aber könnte sie nicht,“ sagte sie schüchtern, „ihre Schuld in etwas wieder gut machen ... könnte sie nicht etwas ... für Alberto ... thun?“

„Sie kann es nicht, Grazia; sie muß den Kelch bis zur Neige leeren, muß dem Unglück zuschauen, das ihr Werk ist. Du, o du Glückliche! Du kannst in deinem Leide sagen: Es ist nicht meine Schuld. Aber sie kann es nicht. Sie sieht das Unheil über ihre Lieben hereinbrechen und darf ihm nicht Halt gebieten, sie kann das eigne Haupt nicht für das bedrohte der Geliebten darbieten. Sie muß schweigen und hat kein Recht, wird niemals das Recht haben, zu ...“

Erschreckt über das, was sie aussprach, hielt sie inne, und während sie angstvoll nach einer Wendung suchte, um das Gespräch in andre, minder gefährliche Bahnen zu lenken, hob sie plötzlich den Kopf; sie hatte Schritte im anstoßenden Saale gehört.

„Grazia!“ rief sie. „Grazia, es kommt jemand.“

Das junge Mädchen trocknete bestürzt ihre Thränen und versuchte sich zu fassen, während sie sich zugleich nach einem Versteck umsah, wo sie ihre Verwirrung vor gleichgültigen Blicken verbergen könne.

„Dort hinein," sagte Bianca, auf eine Thür zeigend, „dort in mein Kabinett."

Aber Grazia hatte keine Zeit mehr zu fliehen; noch ehe sie den Salon verlassen konnte, meldete der Diener der Marchesa einen Besuch: Alberto Stranieri.

Der junge Mann hatte, zufällig am Palaste d'Arcello vorübergehend, den Landauer der Herzogin di Monte dort halten sehen. Ein flüchtiger Blick, den er in den Wagen warf, hatte ihm die deutsche Gouvernante gezeigt, welche Donna Grazia gewöhnlich auf ihren Spaziergängen begleitete; Grazia konnte also möglicherweise im Palaste sein! . . . Er wußte, daß das junge Mädchen binnen wenig Tagen Florenz verlassen würde. Eine schmerzliche Sehnsucht, sie noch einmal zu sehen, überwältigte ihn. Und so begab er sich in den Palast und ließ sich melden.

Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen; Grazia befand sich bei der Marchesa und eine thörichte Freude erfaßte sein Herz, als er bemerkte, daß das junge Mädchen geweint hatte. Eilig grüßte er die Marchesa und ging dann im unwiderstehlichen Drange seines Herzens auf das junge Mädchen zu. „Gnädiges Fräulein," sagte er mit glühendem Blicke. . . . „Endlich treffen wir uns. . . . Ich kann Ihnen sagen . . ."

Grazia suchte vergebens ihr thränenfeuchtes Antlitz zu verbergen; der Zauber seiner Persönlichkeit kämpfte heftig gegen den Eindruck der strengen Ratschläge, die sie soeben gehört, und gegen den zarten Instinkt an, mit dem sie die Bedenklichkeit der Unterredung vorausfühlte, die er so entschlossen verlangte. Zitternd und verwirrt schaute sie, wie hilfeflehend, um sich.

Und die Hilfe gebrach ihr nicht. Die Marchesa trat zwischen sie und Alberto; sie nahm Grazia bei der Hand, wandte sich dann zu Alberto und schaute ihn mit strenger Würde an, die ihm, ohne Worte, Schweigen gebot.

„Verzeihen Sie, Stranieri," sagte sie dann mit ruhigem Ernste. „Ich werde sogleich wieder bei Ihnen sein; ich begleite nur Donna Grazia ins Vorzimmer."

Und Grazias Hand fest in der ihren pressend, sie durch die Energie der eignen Willenskraft stützend, ging sie mit ihr nach der Thür. Im Vorübergehen streiften sie Alberto fast, aber der unerbittlich kalte Blick Biancas hielt beide im Banne. Der junge Mann verbeugte sich tief mit stolzer Zurückhaltung; Grazia neigte ihr Haupt ein wenig mehr und ging vorüber.

Sie ging . . . mit unaufhaltsam quellenden Thränen, mit dem heiligen Schmerze ihres starken, redlichen Mädchenherzens. Und so, stumm, ohne ein Wort der Erklärung, trennten sich Grazia di Monte und Alberto Stranieri für immer.

Es regnete, und ohne Aussicht, daß das Wetter sich aufheitern werde. Von einem Spaziergange in den Cascinen konnte keine Rede sein und alle Straßen der Stadt boten den melancholischen Anblick schlammigen Kotes, herumirrender Regenschirme und plebejischer, beschmutzter Fußbekleidungen dar; überall hörte man das eintönige Geräusch tropfender Dachtraufen. Aber mochte das Wetter nun schön oder schlecht sein, die Zeit mußte doch auf irgend eine Weise totgeschlagen werden, und so fand sich der leichtlebige Schwarm der eleganten jungen Männerwelt, durch verwandte Elemente andrer Städte, welche das bevorstehende Wettrennen nach Florenz gelockt, vermehrt, wenn auch nicht verbessert, in den gewohnten Lokalen ein. Im Café Doney war kein Tisch mehr frei und die großen Spiegelscheiben der Konditorei Giacosa, die der düsteren Steinmasse des Palastes Strozzi gegenüber liegt, erlaubten dem Vorübergehenden den Einblick in die drei großen Räume, in welche sich zu dieser Stunde die gewählteste Herrengesellschaft drängte. Und wäre er, angelockt durch diesen Anblick, eingetreten, so hätte ihn im ersten Augenblick der verworrene Lärm der vielen Stimmen betäubt, die in lebhafter Unterhaltung begriffen waren. Dieselbe drehte sich um die drei großen Ereignisse des Tages: um den Regen, der die Rennbahn verdarb, um die Abreise der Herzogin di Monte und ihrer Tochter und um die prunkvollen Vorbereitungen zu dem Balle, der übermorgen im Palaste d'Arcello stattfinden sollte.

Die Abreise der Herzogin wurde vielfach bedauert und bekrittelt. Wie konnte sie Florenz so kurz vor dem Rennen verlassen und noch dazu, während im Hause ihrer intimsten Freundin ein so großartiges Fest gegeben wurde.

„Wird es wirklich so schön werden?“ fragte ein junger Römer, der zum erstenmal in Florenz war.

Die Frage des jungen Mannes wurde einstimmig bejaht; daran konnte man nicht zweifeln. Die Marchesi d'Arcello gaben nicht oft Festlichkeiten, aber dieselben waren stets glänzend. Auf ihren Bällen gab es Souper, ein stets geöffnetes

Büffett und um sieben Uhr morgens ein Frühstück. Die Cotillontouren waren aus Paris verschrieben, die Gesellschaft war sehr gewählt und die Einladungen waren mit der skrupulösesten Vorsicht ausgeteilt worden, denn mit der Marchesa Bianca war nicht zu spaßen, und besonders bei dieser Gelegenheit nicht.

„Warum bei dieser Gelegenheit?" fragte der junge Römer, „gab es denn eine besondre Veranlassung zu diesem Feste?"

Die jungen Herren sahen sich einen Augenblick unschlüssig untereinander an, dann nahm ein großer, elegant gekleideter junger Mann mit feinem, sarkastischem Gesichtsausdruck das Wort, nachdem er sich zuvor flüchtig im Saale umgeschaut hatte. „Aha!" sagte er, „Sie möchten wissen, welche besondre Bedeutung dieser Ball im Palaste d'Arcello hat?"

Der Römer nickte bejahend und die übrigen erwarteten neugierig und schweigend, was der wunderliche Kauz, der unermüdliche Spötter Luciano de Rigo, erzählen würde.

„Wohlan," fuhr dieser fort, „die Sache soll Ihnen klar gemacht werden. Die Marchesa Bianca d'Arcello ist, wie wir alle wissen, eine Ausnahme unter den Frauen; sie steht, nebenbei gesagt, in den Vierzigen, ist aber noch eine sehr stattliche Erscheinung. Mag es nun wirklich an ihrer Tugend liegen, oder mögen besondre Umstände mitgewirkt haben, sicher ist, daß man ihr nie das geringste hat nachsagen können. Sie hatte einen Sohn . . . (eigentlich sollte ich sagen: sie hat, denn Febo d'Arcello lebt noch und ist zweiundzwanzig Jahre alt), aber er gehört zu den Männern, welche die Ehe zur Null hinabdrückt. Solange die jungen Herren ledig sind, bringen ihnen die Mamas unsrer schönen jungen Damen eine warme Zuneigung entgegen, aber sobald sie sich verheiraten, sind sie zu nichts auf der Welt mehr nütze und ihren früheren Freunden werden sie ganz speziell verhaßt, wenn sie eine reizende Frau haben."

Die letzten Worte des Redners wurden mit lustigem Gelächter aufgenommen und alle drängten sich um ihn, die Fortsetzung seiner Erzählung zu hören.

„Nun müssen Sie wissen, teuerster Freund, daß gerade die Gattin Febo d'Arcellos ein sehr reizendes Frauchen ist, obwohl er sie aus einer Gesellschaftsklasse gewählt hat, in welcher man gewöhnlich nicht seine . . . dauernde Lebensgefährtin zu suchen pflegt. Die Marchesina, diese anbetungswürdige Zor, ist die Tochter eines Bediensteten der Familie d'Arcello,

eines bäurischen Verwalters, oder etwas dergleichen; aber sie ist ein ‚Bijou‘, weiß Gott, ein wahres Bijou!“

„Weiter, de Rigo, weiter,“ sagte Carluccio Ardinghi, „du bist heute wirklich bei Laune.“

„Sie werden begreifen,“ fuhr de Rigo fort, „daß ein Frauchen, das Lust hat, sich zu amüsieren, in der Familie d'Arcello sich nicht gerade wohl fühlen kann. Zor . . . ich will sagen die Marchesina, ist eins jener Geschöpfchen, von denen ich vorhin sprach, und ihr Mann ist uns im höchsten Grade verhaßt: das arme Kind begreift es und hält es für ihre Pflicht, das Gleichgewicht wieder herzustellen, indem sie sich von uns anbeten läßt.“

Lautes Gelächter und Bravorufen unterbrach de Rigo, und keiner von den jungen Leuten bemerkte, daß ein Artillerieoffizier eingetreten war, der sich an einem Tischchen in ihrer Nähe niederließ und sogleich eine Zeitung zu lesen begann.

„Ich verstehe,“ sagte der Römer lächelnd zu de Rigo, nachdem es stiller geworden.

„Nein, mein Herr,“ versetzte dieser, „Sie verstehen ganz und gar nichts und das ist eben das Beste an der Sache. Es ist ein allgemeines Wohlwollen, das in alle vier Weltgegenden zerstreut ist, das eigensinnig umherflattert und gar nicht den Anschein hat, als wolle es sich auf einen bestimmten Punkt niederlassen. Wenigstens bis jetzt noch nicht.“

„Aber das ist wirklich sonderbar,“ sagte der Römer. „Und Sie glauben wirklich an dieses unschuldige Umherflattern?“

„Hm,“ bemerkte einer mit höhnischem Lächeln.

„Ich? Gewiß, bis jetzt glaube ich daran,“ erwiderte de Rigo offenherzig. „Um jedoch mein Gewissen zu entlasten, muß ich bemerken, daß die glänzende Dame sich erst vor sechs Monaten verheiratet hat und daß das vielsagende ‚hm‘ des Grafen Trendani nur der getreue Widerhall der Ansicht vieler Leute ist, die, besonders nach einem kürzlich erfolgten Ausfluge unsrer Heldin nach Pisa . . .“

„Die Leute haben unrecht,“ schrie ein sehr magerer Blondin von rechts.

„Sie haben recht,“ brüllte ein dicker Sportsman von links.

„Hört, hört!“ fuhr de Rigo lachend fort. „Da stehen sich die Parteien schlagfertig gegenüber. . . . Ich, das brauche ich nicht erst zu sagen, bin Sprecher für die Partei des Schutzengels, und Sie, mein Herr, der Sie die Partei des Teufels vertreten, kommen Sie her und hören Sie mir zu. Es ist

alles nicht wahr; es ist nichts als Verleumdung. Die Marchesa beweist es uns klar und deutlich, indem sie wie gewöhnlich ihren Ball gibt und ihre Gäste an der Seite der Schwiegertochter empfängt."

„Und wenn dies bloß ein Kunstgriff wäre, um den Leuten Sand in die Augen zu streuen?" entgegnete der Advokat des Teufels hartnäckig.

„Nein," sagte de Rigo nachdrücklich. „Donna Bianca läßt sich nicht auf solche Taschenspielerkünste ein; sie ist nicht die Frau, die mit sich handeln läßt."

„Folglich," setzte der Römer hinzu, „ist dieser Ball für die Schwiegertochter der Marchesa gewissermaßen ein Attest ihrer ... wie soll ich sagen ... ihrer Unversehrtheit?"

„Bravo, getroffen!" schloß de Rigo, während einige lachend Beifall klatschten und andre, ebenfalls lachend, den Kopf schüttelten.

„Erlauben Sie mir noch eine Frage," sagte der neugierige Römer. „Und der Gemahl der Dame?"

„Der Gemahl," antwortete de Rigo gravitätisch, „ist der glücklichste aller Sterblichen, wenigstens vorläufig."

De Rigo empfand das Gelächter, in das die Umstehenden ausbrachen, als Beifall; aber der Artillerieoffizier, den keiner beachtete, schaute sich mit finsterem Blicke, in dem ein nur mühsam unterdrückter Zorn loderte, nach ihm um. Diese beleidigenden Worte, die mit ihrem prophetischen Hinweis auf die Zukunft die Ehre seines Freundes antasteten, erregten ihn aufs äußerste. Er fühlte eine stille, schmerzliche Erbitterung und das Blut kochte in seinen Adern, als würde er selbst beleidigt. Und diese hämischen Spötter waren Freunde Febos; sie würden morgen seine Gäste sein! In der Seele des jungen Mannes, die soeben noch von einem großen Schmerze ganz erfüllt war, wallte jetzt plötzlich eine tiefe, zornige Verachtung für diese Menschen auf. Und er ... ah, er war so müde, so mutlos, so gedemütigt! ...

Die Unterhaltung der jungen Herren drehte sich jetzt um gleichgültige Dinge, und Alberto neigte den Kopf über die Zeitung und versuchte seine Gedanken auf das zu richten, was er las. Plötzlich bedeckte sich sein Antlitz mit dunkler Röte, er lauschte gespannt, und die Hand, welche das Blatt hielt, ballte sich krampfhaft.

„Also werden wir nur die Abwesenheit von Donna Grazia di Monte zu beklagen haben," sagte Carluccio Ardinghi.

„Aber," unterbrach ihn de Rigo, „kann man denn nicht

erfahren, warum eigentlich Mutter und Tochter so über Hals und Kopf abgereist sind?"

Einer der jungen Herren, der bis jetzt geschwiegen hatte, brach in ein erkünsteltes Hüsteln aus.

„Ja, was weiß ich?" erwiderte Ardinghi. „Es scheint, daß es sich um eine alte kranke Tante handelt, deren Zustand sich plötzlich verschlimmert hat."

Der junge Mann, der soeben gehustet hatte, zuckte mit höhnischem Auflachen die Achseln.

„Nicht?" fragte ihn de Rigo ungeduldig. „Nun, warum denn sonst? ... Rück' endlich mit der Sprache heraus."

Der Angeredete (es war der Marchese Fisardi) antwortete mit schnarrender Stimme: „Habt ihr denn nie bemerkt, daß das gnädige Fräulein seit einiger Zeit eine ... stille Neigung hatte?"

„Für dich?" fragte de Rigo spöttisch.

„Nein," versetzte Fisardi, während eine flüchtige Röte in sein blasses, malitiöses Gesicht stieg, „nicht für mich; für jemand, den wir uns ein wenig haben aufdrängen lassen, wenn wir ehrlich sein wollen, denn ich weiß wahrlich nicht, mit welchem Rechte er sich unter uns gemischt hat. Er ist ein sehr schöner Mensch, das gestehe ich zu, und darauf hatte er auch wahrscheinlich gerechnet, um Donna Grazia di Monte vergessen zu machen, daß ihm das einfachste und notwendigste Erfordernis eines Bewerbers fehle."

„Welches?" fragte Ardinghi unbedachtsamerweise.

„Ein Name," antwortete Marchese Fisardi mit boshafter Ruhe. „Und es ist doch ganz natürlich, daß die Herzogin di Monte ihr überspanntes Töchterchen vor der Gefahr behüten will, sich ernsthaft in einen solchen Abenteurer zu verlieben, wie dieser Stran ..." Er brach plötzlich ab — ein Freund hatte ihn leise mit dem Ellbogen angestoßen.

„Nun, was gibt's?" fragte Fisardi.

Sein Freund biß sich auf die Lippen und warf schweigend einen bedeutsamen Blick, welchem die Augen aller folgten, auf das Tischchen, an welchem Stranieri noch immer in die Lektüre seiner Zeitung vertieft saß.

Einen Augenblick lang herrschte eine peinliche Ungewißheit in der Gruppe der jungen Leute. Wahrhaftig, da saß Stranieri! ... Hatte er gehört, was sie gesprochen, oder war es ihm entgangen?

Der Schein sprach für diese letztere Vermutung. Der

junge Offizier erhob keinen Blick von der Zeitung und las ruhig weiter. Und sie wußten ja alle, wie mutig er war, welch stolzes Selbstbewußtsein in seiner Seele wohnte. Nein, er hatte sicher nichts gehört.

Leichteren Herzens nahmen die jungen Leute mit absichtlicher Lebhaftigkeit ihr Gespräch wieder auf, das jedoch diesmal die Vorzüge und Eigenschaften der Pferde betraf, die morgen auf der Wiese der Cascinen um die Wette rennen sollten, und das Thema hatte für sie eine solche Wichtigkeit, daß sie darüber ihre frühere Befürchtung vergaßen.

Der eine war für Andreina, ein damals berühmtes Rennpferd, der andre für Algool, ihren nicht minder berühmten Mitbewerber. Stranieri, der unterdessen seine Zeitung zu Ende gelesen hatte, erhob sich langsam und beteiligte sich an dem Streite.

Es dauerte nicht lange, so nahm derselbe einen seltsam erbitterten Charakter an; die Stimmen wurden immer erregter und der Eigentümer des Lokales begann besorgt zu werden. Die klangvolle Stimme Stranieris schallte laut, spöttisch und herausfordernd durch den Saal, während die zornige, harte Stimme Fisardis in zitternder Wut immer schwächer zu werden schien. Es wurde nur von Pferden gesprochen, aber der Wortwechsel wurde immer hitziger und nahm einen immer drohenderen Charakter an. Plötzlich entstand ein Drängen und ein eigentümliches Geräusch, dem ein Wutschrei folgte, wurde hörbar; darauf trat einen Augenblick lang ängstliches Schweigen ein.

Alberto Stranieri hatte den Marchese Fisardi geohrfeigt . . . im Streite um Andreina, die Stute, die morgen auf der Wiese der Cascinen rennen sollte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Es hatte noch nicht zwölf Uhr geschlagen, als Celati den Palast d'Arcello betrat. Er fand ihn ein wenig außer der gewohnten Ordnung, denn die Vorbereitungen für den morgenden Ball waren in vollem Gange. Die Diener waren

alle auf den Beinen, ein Trupp Dienstmänner tummelte sich in den Sälen, während ein Haushofmeister gravitätisch die Aufstellung der Möbel anordnete und überwachte. Ein Kammerdiener, der plötzlich hinter einer Pyramide übereinander getürmter Stühle auftauchte, benachrichtigte den Herrn Grafen, daß die Marchesa Bianca und der Marchese Febo sich augenblicklich im Treibhause befänden.

Celati durcheilte die infolge der festlichen Vorbereitungen verstörten Räume und fand, als er das neben dem sehr geräumigen Ballsaale gelegene Treibhaus betrat, auch wirklich Donna Bianca mit ihrem Sohne. Die Marchesa hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen und billigte von Zeit zu Zeit durch ein mechanisches Neigen des Hauptes die Anordnungen und Befehle, die Febo mit großer Lebhaftigkeit nach rechts und links an Arbeiter und Tapeziere austeilte.

Er unterbrach seine Beschäftigung, als er Celati gewahrte, der, leise eintretend, schon einen raschen Blick des Einverständnisses mit der Marchesa getauscht hatte. Sie biß sich heftig auf die Lippen, um sich keine Frage entschlüpfen zu lassen, während Febo, ohne zu grüßen, sogleich ängstlich fragte: „Nun wie steht's?"

„Bis jetzt haben die Sekundanten noch nichts festsetzen können," antwortete Celati vorsichtig.

Bianca vermochte den Seufzer nicht zu unterdrücken, der sich auf ihre bleichen Lippen drängte.

„Wie das?" sagte Febo. „Warum?"

„Es scheint, daß sie sich über die Wahl der Waffen nicht einigen können."

„Um Gottes willen Mama," rief Febo plötzlich zerstreut, „schau was die Barbaren dort im Orangenboskett machen."

„Geh' und sieh nach," erwiderte Bianca, und während Febo sich entfernte, erhob sie sich und fragte Celati, ihn mit brennenden Blicken anschauend, nun ebenfalls mit erstickter Stimme: „Nun, wie steht's?"

„Er wird heute um zwei Uhr kommen, wie Sie wünschten."

„Und ist keine Hoffnung vorhanden, die Sache gütlich beizulegen?"

„Ich glaube kaum ... bis jetzt sieht es nicht danach aus."

Bianca trocknete sich den Schweiß von der Stirn.

„Haben Sie selbst mit den Sekundanten gesprochen?"

„Mama!" rief Febo von weitem. „Was meinst du zu diesem Kandelaber; macht er sich hier gut?"

„Ja," antwortete sie. „Er macht sich gut."

„Und glaubst du, daß der andre sich dort unten gut ausnehmen würde?"

Bianca fühlte, wie sich ihr die Kehle zuschnürte, und fand nicht sogleich die Kraft zu antworten.

„Antworte mir, Mama, antworte!" drang Febo in sie.

„Je nun, . . . ich weiß nicht;" flüsterte Bianca. „Verzeih . . . ich habe ein wenig Migräne."

„Wirklich?" rief Febo, indem er die Arbeiter stehen ließ und zu ihr eilte. „Und ich quäle dich! Wahrhaftig mein armes Mütterchen, du siehst ganz verstört aus; . . . sehen Sie," fuhr er, sich zu Celati wendend, fort, „es geht bei uns ein wenig drunter und drüber und Mama ermüdet sich durch diese Vorbereitungen. Dazu bekümmert uns der unselige Streit Albertos so sehr. Ich fürchte allerdings den Ausgang des Duells nicht. Ich weiß, wie er sich schlägt, und bin vollkommen überzeugt, daß es ihm nicht schwer werden wird, den Schwächling Fisardi im Handumdrehen kampfunfähig zu machen."

„Oh, ja; nicht wahr?" rief die Marchesa, indem sie sich ungestüm erhob.

„Das will ich meinen; jedermann sagt es. Und dabei fällt mir ein, man sagt auch noch etwas, vielleicht weiß Celati, ob es wahr ist. Es scheint, daß Fisardi und Alberto schon länger Groll gegeneinander hegten."

„Wirklich?" sagte Celati, „davon wußte ich nichts."

„Jawohl; so wurde es mir wenigstens heute früh erzählt, denn ich kam erst gestern abend von Arcello zurück, wie Sie wissen, und habe noch niemand, selbst Alberto nicht, gesehen. Man sagt, daß die Geschichte mit der Andreina nur ein Vorwand sei."

Celati schwieg und schlug die Augen nieder, die Bianca vergebens mit verzweifelndem Blicke suchte.

„Ein Vorwand?" fragte sie dann ihren Sohn.

„Freilich; ein Vorwand, den Alberto wählte, um sich mit Fisardi schlagen zu können, der, ohne zu wissen, daß Stranieri es höre, sich sehr frei über ihn geäußert hatte und ebenso über seine . . ."

„Ueber was?" rief Bianca, „über seine? . . ."

„Ueber seine Herkunft; der arme Junge!"

Donna Bianca war schwer auf den Stuhl zurückgesunken; Febo fuhr fort: „Und da Fisardi unvorsichtigerweise

den Namen Grazia di Monte mit dem Stranieris zusammen genannt hatte, bezwang sich Alberto im Augenblick, damit Grazias Name nicht mit in die Sache verwickelt werde. Aber sobald sich die Gelegenheit bot, forderte er Fisardi heraus und der widerwärtige Faulenzer muß sich schlagen. . . . Heda, ihr dort unten . . . geht behutsam mit den Azaleen um! . . ."

Celati schaute auf Donna Bianca; sie starrte ihn an und fragte kurz und herrisch: „Sie wußten es?"

„Ich hatte etwas Aehnliches gehört."

„Und wie denken Sie darüber?"

„Alberto hätte nicht zartfühlender handeln können," sagte Celati langsam und gleichsam wider Willen.

„Gewiß," fiel ihm Febo in die Rede. „Er hätte in seiner Lage nicht anders handeln können; denn seien wir aufrichtig, wahr muß wahr bleiben und der arme Junge . . . mit einem Wort, seine Herkunft. . . . Gewiß ist es ein Unglück . . . und er kann nichts dafür, aber kein Gott und kein Heiland kann . . ."

„Febo," unterbrach ihn Celati rasch, „scheint Ihnen nicht, daß es hier etwas zu heiß für die Marchesa ist? Sehen Sie sie an."

„Potztausend!" rief Febo, „wie blaß sie ist. Arme Mama! . . . Ist dir etwa nicht wohl?"

„Ich bin ein wenig müde," erwiderte Bianca, „ich werde mich einen Augenblick auf mein Zimmer begeben . . . damit ich euch später fortfahren sehen kann."

„O, ich hoffe, es wird alles gut gehen. Zoraides Toilette ist prachtvoll. . . . Der arme Alberto . . . er thut mir so leid . . . wenn nur kein Unglück geschieht!"

Die Marchesa schnellte von ihrem Sitze empor und warf Febo heftig einen unbeschreiblichen Blick zu. Dann schauerte sie leicht zusammen und ging langsam durch die üppige Verwirrung des Treibhauses der Thür zu. Aber als sie dort anlangte, wurde sie einen Augenblick lang aufgehalten. Zwei Dienstmänner kamen ihr entgegen, welche mühsam einen großen Kübel trugen, aus dem sich hoch und schlank der Stamm einer herrlichen Palme erhob. Die Leute gingen vorsichtig, Schritt vor Schritt, unter der schweren Last; der Kübel schwankte heftig in ihren Armen und versetzte die Palme in fortwährende, gewaltsame Bewegung; ihre großen Blätter schwangen ungestüm und krümmten sich krampfhaft wie unter dem wilden Wehen eines Sturmwindes.

Donna Bianca stieß einen leisen Schrei aus, legte mit einer irren Gebärde die Hand über die Augen und entfloh.

Alberto Stranieri hob die samtene Portiere und trat in das Boudoir der Marchesa.

Er war bleich und es kam Bianca vor, als ob seine schönen blauen Augen etwas müde blickten, es schien ihr auch, daß sein Benehmen eine gewisse Kälte und seine Worte ein an ihm ganz ungewohntes Mißtrauen verrieten. Nachdem er während einiger Minuten mit erkünstelter Leichtfertigkeit einige Tagesneuigkeiten flüchtig berührt hatte, fragte Alberto, womit er die Ehre haben könne, der Frau Marchesa zu dienen.

„Ich bin sehr unbescheiden," antwortete Bianca, indem sie zu lächeln versuchte; „ich habe auf Sie gerechnet, um uns bei unserm Wohlthätigkeitsbazar zu unterstützen."

„Ach! . . . Allerdings, der Wohlthätigkeitsbazar. Um Verzeihung, wann beginnt er?"

„Er wird übermorgen eröffnet."

Ein seltsames Lächeln, vor dem das Blut in den Adern der unglücklichen Frau stockte, glitt über das Antlitz des jungen Mannes. „Uebermorgen?" sagte er. „Ich bedaure unendlich, gerade für übermorgen habe ich eine Verpflichtung auf mich genommen, der ich mich nicht entziehen kann."

„Und könnten Sie die Sache nicht auf einen andern Tag verschieben?"

„Ich fürchte, oder vielmehr ich bin sicher, daß dies nicht möglich ist. Sie wissen, Marchesa, der Dienst ist unerbittlich."

„O, ein Wörtchen an den General und alles ist in Ordnung. Wohlan, Stranieri, seien Sie lieb und strafen Sie Ihren Ruf, der Ritter der alten Damen zu sein, nicht Lügen."

Sie versuchte bei diesen Worten zu lachen und reichte ihm die Hand; er neigte sich, um dieselbe zu küssen, aber er that es mit einer geheimen Unlust, die der Unglücklichen nicht entging. Er hatte ihr offenbar nicht vergeben, daß sie zwischen ihn und Grazia getreten war, und jetzt mißtraute er ihr. . . .

Alberto beharrte, wenn auch in tadellosester Form, auf seiner Weigerung und sagte, daß seine Verpflichtung nicht allein dienstlicher Natur sei.

„Ist dieselbe ernst?“ fragte Bianca schnell.

Alberto wurde durch den Ton dieser Frage einen Moment betroffen, dann sagte er lachend: „O, keineswegs; ein Ausflug mit den Offizieren, die kürzlich befördert wurden.“

Er sprach es mit vollendeter Höflichkeit, aber mit einer Betonung, die Donna Bianca abhielt, weiter in ihn zu dringen. Sie verstummte, mühsam nach Atem ringend.

Er begann von dem bevorstehenden Ballfeste zu sprechen, sagte, daß er bei seinem Eintritt großartige Vorbereitungen gesehen habe, daß es ein glänzendes Fest werde und daß man überall davon spreche. So plauderte er ungefähr eine Viertelstunde lang und machte dann Miene, sich zu erheben.

Aber Bianca hielt ihn durch einen Wink davon ab. „Haben Sie noch einen Augenblick Geduld,“ flüsterte sie, „ich möchte Ihnen noch etwas sagen.“

Alberto ließ sich sofort wieder nieder, aber es entging Bianca nicht, daß es in seinem Auge zornig aufblitzte; sie fühlte, daß sie sich beeilen müsse.

„Nehmen Sie es nicht übel auf,“ sagte sie, „wenn ich Ihnen von etwas spreche, was Sie persönlich betrifft; glauben Sie mir, ich thue es nicht aus eitler Neugierde; ich thue es nur, weil mir scheint . . . weil ich mir einbilde, daß Ihnen in dieser Stunde ein freundschaftliches Wort nicht unlieb sein wird.“

Ihre Stimme war so schwach, ihr Ton so demütig, daß Alberto, von seltsamer Verwunderung erfaßt, sie bestürzt und mißtrauisch betrachtete. In seinen Augen stand der Zweifel an ihre Aufrichtigkeit so deutlich zu lesen, daß der Schmerz, den sie darüber empfand, sie überwältigte und ihrem Vorsatze entgegen alle Vorsicht vergessen ließ.

„Alberto,“ schrie sie mit plötzlich ausbrechender Angst auf, „Alberto, Sie . . . duellieren sich morgen.“

„Bravo, Marchesa!“ sagte Alberto, nur mühsam seinen Mißmut über dieses augenscheinliche Verhör verbergend, „Sie sind außerordentlich genau über mein Thun und Lassen unterrichtet. Ich mache Ihnen mein aufrichtigstes Kompliment über den Eifer Ihrer geheimen Polizei.“

Der kaum verhehlte Spott dieser Antwort vermochte nichts mehr über die Marchesa; sie war jetzt entschlossen.

„Sie schlagen sich morgen mit dem Marchese Fisardi,“ fuhr sie gelassen fort, wie jemand, der seiner Sache gewiß ist.

„Das muß man den Damen lassen,“ sagte Alberto lachend,

„sie erfahren alles. Und da Sie nun die Umstände genau kennen, werden Sie mit Ihrem feinen Takte auch begreifen, daß es mir unmöglich ist, Ihrer liebenswürdigen Einladung Folge zu leisten. Darf ich also auf Ihre Nachsicht rechnen, Marchesa?"

„Nein," flüsterte Bianca mit steigender Angst, „sprechen Sie nicht in dieser Weise mit mir. Ich muß durchaus ernsthaft mit Ihnen reden."

„Sprechen wir also ernsthaft," antwortete Alberto, sich in das Unvermeidliche ergebend. „Ich stehe zu Befehl; Sie sagten also ..."

Aber Bianca vermochte nicht sogleich zu antworten. Sie suchte ... suchte mit fieberhafter Angst ... und wußte doch am Ende nichts andres, als fast stammelnd zu sagen: „Nein ... nein ... das ist nicht möglich."

Alberto schaute sie groß an. Warum war sie so erregt, was hatte die leidenschaftliche Angst zu bedeuten, die aus den Augen der Marchesa sprach? Unwillkürlich fühlte er sich mitleidig bewegt.

„Es ist unvermeidlich," sagte er nach einer Weile, aber er sagte es sanft und ohne eine Spur des leichten und abweisenden Tones, in welchem er bis jetzt gesprochen hatte.

Bianca drang nicht weiter in ihn. Im Bewußtsein, daß sie besiegt sei, beugte sie mechanisch ihr Haupt; ein Zittern durchlief ihre Gestalt und über ihr Antlitz zuckte es krampfhaft.

Alberto betrachtete sie aufmerksam. Vor dieser stummen Verwirrung, dieser kampflosen Ergebung beschlich auch sein Herz eine unerklärliche Rührung.

Eine Weile schwieg er, dann sagte er lächelnd, in der heiteren, gewandten Weise, die ihm sonst eigen war: „Marchesa, machen Sie mir nicht den Kummer, Sie meinetwegen traurig zu sehen; glauben Sie mir, es ist nicht der Mühe wert. Wer hat denn nie ein Duell gehabt? Ist es nicht die notwendige Ergänzung der Abenteuer eines jungen Mannes der Gesellschaft? Ich versichere Sie, daß dieses Duell mir zu keiner gelegeneren Zeit kommen konnte. Ich habe so wenig zu thun, ich bin jetzt so müßig ..."

Bianca richtete sich hoch auf und schaute Alberto mit einem flammenden Blicke an, vor welchem die nichtssagenden Worte des jungen Mannes verstummten.

Eine plötzliche Umwandlung vollzog sich in seiner Seele;

er empfand den unwiderstehlichen Drang, sich auszusprechen. „Ich bin müde," sagte er leise.

Donna Bianca strich mit der Hand über die Stirn, als wolle sie alle Kraft ihres Geistes für diesen neuen, unerwarteten Kampf zusammenraffen. Dann sagte sie mit sanfter, leise zitternder Stimme: „Das ist ein Wort, das von Ihnen zu hören ich nie erwartet hätte. Ich dachte, Sie seien mutiger."

„Ich dachte es auch," versetzte Alberto lachend, indem er die Achseln zuckte, „aber es scheint doch, daß ich mich geirrt habe."

„Es ist unrecht von Ihnen," fuhr Bianca mild und schonend fort, wie man zu einem Schwerkranken spricht. „Sie sind jung, Sie haben eine schöne Laufbahn vor sich. Sie können Ihrem Vaterlande nutzen, sich die allgemeine Achtung und Liebe erwerben."

„Und was weiter?" fragte Alberto, mit einem zierlichen Schmuckgegenstande spielend, der auf dem Tischchen stand.

„Weiter," stammelte die Marchesa . . . „liegt die Zukunft vor Ihnen."

Er runzelte leicht die Brauen und lächelte.

„Marchesa," sagte er dann, indem er mit einer eleganten Bewegung die Kleinigkeit wieder an ihren Platz stellte, „nehmen Sie sich in acht; wir steuern geradeswegs auf eine langweilige Auseinandersetzung los. Wäre ich eine Dame, so würde ich sagen, ich sei heute nervös, und mit dieser Entschuldigung . . . würde ich alles sagen, was mir durch den Kopf geht . . . auch sehr uninteressante und nichts weniger als amüsante Dinge."

„Ich verstehe Sie," antwortete Bianca mit einem erneuten Versuche, zu lächeln. „Aber warum wollten Sie dieselben verschweigen? Fürchten Sie nicht, daß irgend etwas, was Sie sagen könnten, mir uninteressant scheinen wird. Im Gegenteil, sprechen Sie ganz offen . . . und so, wie es unsre alte Freundschaft verlangt."

Die Stimme der unglücklichen Frau zitterte so stark und verriet eine so tief innerliche Bewegung, daß Alberto etwas wie Reue empfand.

„Ja," sagte er sanft, „Sie waren stets meine Freundin; und wenn ich einen Augenblick lang glauben konnte . . . so begreife ich jetzt, daß ich mich geirrt habe. Sie hatten nur das Wohl . . . ihr Wohl im Auge."

Bianca hob das Haupt und schaute Alberto mit einem

Blick an, aus dem eine unaussprechliche, wehmütige Freude sprach, dann reichte sie ihm wortlos die Hand.

Ein längeres Schweigen folgte dieser stummen Versöhnung, dann begann Bianca aufs neue: „Erinnern Sie sich noch an die Zeit, Stranieri, als Sie klein waren und Ihre Schulferien bei mir verbrachten? Damals vertrauten Sie mir manchmal Ihre kleinen Leiden und ich habe Ihnen vielleicht hin und wieder einen guten Rat geben können. Machen Sie es heute wie damals, sagen Sie mir was Sie bewegt, und vielleicht können wir auch heute ein Mittel dagegen finden, wenn wir ernstlich suchen und ein wenig guten Willen haben."

„Das ist ja eben das Schlimme," sagte Alberto, als ob er zu sich selbst spräche, „daß es für mein Leiden kein Mittel gibt."

„Aber wer verbürgt Ihnen das? Sie sind jung und die Erfahrung . . ."

„Die Erfahrung ist etwas Schönes, Marchesa, aber mit der Ueberzeugung, welche diese plötzliche Umwälzung, . . . diese unglaubliche Müdigkeit in mir hervorgebracht, hat sie nichts zu schaffen. Sie haben vorhin auf die Zukunft hingewiesen, aber das, was sich jetzt so unvermutet als unübersteigliche Schranke zwischen mir und . . . dem Glück aufgerichtet hat, ist nicht die Zukunft, Marchesa; es ist die Vergangenheit."

Bianca wurde totenbleich und ein erstickter Schrei entfloh ihren Lippen.

„Diese Vergangenheit ist Ihnen nicht unbekannt . . . nicht wahr?" fuhr Alberto fort.

Sie neigte kaum merklich das Haupt. Nein, sie war ihr nicht unbekannt.

„Diese Vergangenheit," wiederholte der junge Mann in unwiderstehlichem Drange, sein Herz zu erleichtern, „war schon in meiner Kindheit eine Quelle des Schmerzes für mich; aber es war ein phantastischer Schmerz, der mir den glühenden Wunsch einflößte, durch eigne Kraft vorwärts zu kommen und etwas Rechtes zu werden. Später, als ich dieses Ziel erreicht hatte, verlor ich meine Vergangenheit einigermaßen aus den Augen. Eine Ueberfülle von Lebenskraft, die ehrgeizige Energie meines Charakters, vielleicht auch ein wenig Leichtsinn beschäftigten mich vollständig. Ich fühlte mich stark, genügte mir selbst und die Gegenwart befriedigte mich. Die Welt kam mir mit liebevoller, schmeichelnder Nachsicht entgegen, ich fühlte mich wohl inmitten dieses bewegten, ewig

wechselnden Lebens, das so gut zu der übersprudelnden Jugendkraft, zu dem zügellosen Ungestüm der Leidenschaften paßte. Das geheime Walten einer vorsorglich schützenden Hand, welcher ich einen steten Beistand verdankte, der ebenso geheimnisvoll in seinen Ursachen, wie offenbar in seinen Wirkungen war, verletzte mich nicht, weil ich fühlte, daß ich es auch meinerseits durch ausdauerden Fleiß, durch die Energie des Willens und die äußerste Anspannung aller Fähigkeiten unterstützte."

„Ja," sagte Bianca dumpf, „ja, . . . Sie hatten recht."

„Nein Marchesa," versetzte Alberto mit kurzem, spöttischem Auflachen, „nein, ich hatte unrecht."

„Warum?" fragte Bianca gepreßt.

„Warum?" antwortete er. „Weil die Welt anders dachte, anders denken mußte, weil ich unglücklicherweise unverzeihliche Ansprüche machte. Weil ich nicht nur den Ehrgeiz hatte, Carriere zu machen, nicht nur träumte, künftig durch meine Bemühungen etwas mehr zu sein, als andre Menschen, sondern mir auch eines Tages erlaubte, ein Mensch sein zu wollen, wie alle andern."

„Alberto!" flüsterte das unglückliche Weib.

„Ich weiß nicht, wem ich das Dasein verdanke," fuhr Alberto fort, ohne ihren Ruf zu beachten. „Ich weiß nicht, woher ich stamme. Aber das weiß ich, daß ich starke Leidenschaften habe, daß die Energie meines Wollens maßlos ist, daß ich nur mit ganzer Seele lieben und mit ganzer Seele hassen kann. Ich weiß, daß ich besiegt wurde, während ich mich stark glaubte. Ich hatte nie geliebt, ich hatte nie empfunden, was wahre, anbetende Liebe sei; und als diese Liebe sich mir offenbarte, schien sie mir das Höchste auf Erden zu sein . . . wurde sie alles für mich."

Jetzt lag keine Niedergeschlagenheit mehr auf Albertos Zügen, sein Auge war nicht mehr matt; es funkelte und glühte.

„Als es mir klar wurde, daß ich sie liebte, empfand ich auch, daß ich sie begehrte, daß ich ihre unbefleckte Schönheit, ihre Seele, die noch schöner als diese vergängliche Schönheit ist, mein nennen wollte. Und mit dem Wunsche, sie zu besitzen, erwachte auch, mit plötzlichem Ungestüm, die heiße Sehnsucht nach all den zarten Liebesbanden, die den Menschen beglücken; mit der verzehrenden Sehnsucht nach einer glücklichen Zukunft, Marchesa, erwachte in meiner Seele auch die Klage um die Vergangenheit, erwachte in mir das schmerzliche

Bewußtsein, wie viel das Schicksal mir versagt habe. ... Erst damals, als ich Grazia im Geiste als Mutter meiner Kinder sah, kam mir eine neue Offenbarung; ich dachte an meine Mutter."

Bianca erhob die Hand mit einer zuckenden, sinnlosen Bewegung und ließ sie dann schlaff wieder sinken.

„Und mit dem Gedanken an meine Mutter offenbarte sich mir auch der Begriff der Familie in seiner ganzen Bedeutung, der Begriff alles dessen, was in der Liebe heilig und von Dauer ist, dessen, was, selbst wenn es mißverstanden, selbst wenn es entweiht ist, doch das Beste bleibt, was die Menschheit besitzt. Und mir schien, daß all dies durch sie, durch ihre Liebe, durch unser beider in eine Flamme zusammenschlagende Liebe mein werden würde. Aber es konnte nicht sein. Ich sah es sofort ... als der Fluch meiner Vergangenheit sich als Schranke zwischen mir und ihr, zwischen unsrer Liebe und dem Ziele, dem sie zustrebte, auftürmte. An dieser Schranke zerschellten meine heißen Wünsche und ich sah sie wie Glas in Scherben gehen. Da erkannte ich die Wahrheit, ich begriff in einem Augenblick das, was ich wirklich bin, begriff die Grenzen, die meinen Hoffnungen und den Zielen meines Daseins gesteckt sind."

„Und was dann?" kreischte Bianca.

Er gab keine Antwort, er lächelte nur.

„Was dann?" wiederholte Bianca seinen Arm erfassend.

Tief betroffen von dem Ausdruck ihrer Züge, schaute sie Alberto unsicher an; thörichte, sehnsüchtige Mutmaßungen drängten sich stürmisch seinem Geiste auf. Warum blickte ihn diese Frau so an?

„Was dann!" schrie Bianca zum drittenmal, während sie ihm noch näher trat und seinen Arm mit so wilder, leidenschaftlicher Energie drückte, daß er zusammenzuckte.

Ein Verdacht blitzte in seiner Seele auf. Was war er dieser Frau, die ihn mit solcher Leidenschaft befragte, die ihm von jeher eine so eigentümliche, warme Zuneigung gezeigt hatte; was war sie ihm?

„Sprechen Sie!" schrie die Marchesa, „sprechen Sie im Namen Gottes!"

Aber Alberto sprach nicht; er blickte sie stumm an, als erwarte auch er eine Antwort auf die Frage, die er sich selbst gestellt hatte. Eine entsetzliche Ahnung überkam ihn mit unmittelbarer Gewalt; in der tödlichen Angst seiner Zweifel

schaute er wie fragend um sich; sein Blick traf auf den Spiegel und sah darin das Bild zweier Menschen, deren Zügen die gleiche peinliche Ungewißheit und tödliche Angst eine leise, entfernte Aehnlichkeit verlieh. ... Er unterdrückte einen Schrei und wankte unter dem heftigen Eindruck der Gewißheit, die sich stürmisch seiner Seele bemächtigte. Das alles war das Werk eines Augenblickes.

„Alsdann," sagte er, den Kopf erhebend, mit verklärtem Antlitz, „alsdann sah ich, daß zwei Wege vor mir lagen."

Die plötzliche Veränderung in Albertos Zügen erschreckte die Marchesa, eine unbestimmte Furcht beschlich ihr Herz; sie löste heftig die Hand von seinem Arme, und er, als fühle er sich zurückgestoßen, trat in instinktivem Stolze einen Schritt zurück.

Aber im nächsten Augenblicke schüttelte er lächelnd den Kopf und näherte sich Bianca wieder.

„Ich werde sie Ihnen nennen, diese beiden Wege. Ja ... alles ... oh ... alles kann für mich wieder gut werden."

Und unwillkürlich machte er eine Gebärde gleich dem Ertrinkenden, dem eine rettende Planke entgegentreibt.

„Ja, alles," wiederholte er, „o, lassen Sie mich reden, ich beschwöre Sie. Wir sind allein. ... Niemand hört uns ... niemand wird uns je hören, verstehen Sie mich ... nie, niemals."

„Niemals?" wiederholte Bianca, immer mehr von Entsetzen erfüllt.

„Ich sagte Ihnen," fuhr Alberto fort, „daß zwei Wege vor mir lägen. Und wissen Sie, welches der eine ist, der erste, an welchen ich dachte?"

Bianca erriet, was er meinte, und stieß einen lauten Schrei aus, in dem ihr ganzes Mutterherz erklang. „Nein, Alberto," rief sie, „nein, nur das nicht!"

Jeder Zweifel schwand aus Albertos Seele.

„Nein," rief er, „nein, ich kann, ich will diesen Weg nicht mehr wählen, denn jetzt habe ich einen wunderbaren, einen göttlich schönen Traum gehabt. Ich habe geträumt, daß meine Mutter nicht tot sei ... daß Sie ... meine Mutter kennen."

„Ich!" brach Bianca wie wahnsinnig aus. „Ich? ... Ich sie kennen?"

„Ja. Ich weiß nicht, wie mir diese Ueberzeugung geworden ist. Verzeihen Sie mir, daß ich sie hege, daß ich sie Ihnen gegenüber ausspreche. . . . Aber wenn Sie wüßten, was es für mich ist, diese Ueberzeugung zu fühlen, ein solches Band . . . einen solchen Zusammenhang zu träumen. . . . Mir ist, als würde ich wahnsinnig vor Glück. . . . Nein, nein, seien Sie barmherzig . . . lassen Sie mich einen Augenblick lang annehmen, daß mein Traum wahr sei."

Bianca verstand die furchtbare Fügung des Verhängnisses. Ihr Sohn ahnte, wußte . . . und sie hatte Schweigen gelobt, hatte geschworen, um jeden Preis zu schweigen.

„Ja," fuhr Alberto in abgerissenen Sätzen, glühend fort. „Jetzt, wo die Wahrheit, wo das Bewußtsein meines eigentlichen Seins mich zermalmt und mir den Weg zu jedem andern Glück verschließt, jetzt denke ich an das Herz meiner Mutter wie an einen letzten Zufluchtsort. Und Sie, welche sie kennen . . . o, sagen Sie es ihr, sagen Sie der armen Frau, daß ich sie liebe, daß ich sie immer geliebt habe, daß ich nach Mutterliebe schmachte. . . . Ich habe so viel gelitten . . . und habe immer geschwiegen. Aber jetzt kann ich nicht mehr; ich kann nicht mehr."

Heiß, erschütternd brachen diese Worte aus dem Herzen des Enterbten hervor; aber Bianca glaubte zugleich eine andre Stimme zu hören, die sich laut erhob und die Stimme des Sohnes übertönte. Es war eine längst verklungene Stimme, welche sprach: „Um dieser Stunde, um meines letzten Augenblickes willen bewahre das Schweigen, das ich dir auferlege."

Alberto folgte mit flammenden Blicken den wechselnden Regungen, die sich auf den Zügen Biancas widerspiegelten. Er hielt sie für die Spuren des letzten Kampfes, des Kampfes, den der Stolz mit dem Mutterherzen bestand. Wenn er besiegt war, dann würde die Mutterliebe sich ungestüm Bahn brechen und die Wogen eines namenlosen Glückes über ihm zusammenschlagen.

Langsam glitt er neben ihr auf die Kniee nieder. . . . Er faltete die Hände und schaute mit heißer Kindesliebe zu ihr auf; mit Blicken, die um ihre Liebe flehten, ihr sagten, wie dringend er derselben bedürfe.

„Sagen Sie ihr," fuhr er mit unsäglicher Zärtlichkeit fort, „daß ich . . . warte. Ich werde nichts und niemand stören, werde nichts verlangen. Kein ‚Warum?' nur Worte

der Liebe sollen über meine Lippen kommen. Ich werde ihre Verhältnisse, die Ehre ihres Namens, den Glorienschein ihrer Vergangenheit zu achten wissen; auch ich kenne ja die Welt und das Leben ... und komme ja nicht, um zu richten, ich komme nur, um sie zu lieben. Ich werde gegen jedermann schweigen, ich werde nur für sie allein, nur wann und wie sie es will, ihr Sohn sein. Aber einmal, nur einmal möchte ich mich ‚Sohn‘ nennen hören ... vor mir selbst wieder zu Ehren kommen, nur einmal die Hand meiner Mutter ... leise ... so ... auf meinem armen Haupte fühlen."

Und seine Hand suchte die Hand Biancas. Eine unwiderstehliche Sehnsucht erfaßte sie mit elementarer Gewalt. Sie beugte sich zu ihm nieder, öffnete ihre Arme und streckte sie ihm mit verzweifelter Gebärde mütterlich entgegen.

Strahlend vor Glück sprang Alberto empor, um sich in diese Arme zu stürzen; aber sie umschlangen ihn nicht; noch ehe er sie erreichte, hatten sie sich über dem gefolterten Mutterherzen verschränkt und sich vor ihm und ... gegen ihn fest verschlossen.

Alberto wich zurück. Großer Gott! So mächtig war also der Stolz in diesem Weibe. ... Ihr Antlitz gestand ja alles ... und dennoch stieß sie ihn von sich; ... sie wollte seine Mutter nicht sein!

O nein, sie stieß ihn nicht von sich, sie fühlte die heiße Sehnsucht, ihn Sohn zu nennen, ihn im wahnsinnigen Entzücken der Mutterliebe ans Herz zu drücken. Aber sie gedachte der Worte: „Laß dich nicht in Versuchung führen ... schweige um jeden Preis."

Alberto wartete noch einen Augenblick, dann entfernte er sich mit einer schroffen, energischen Bewegung von ihr und seine Züge erstarrten unter dem Einflusse eines festen Entschlusses.

„Wohlan," fragte er mit fester, harter Stimme. „Meine Mutter?"

Bianca begriff, daß der schrecklichste Augenblick ihres Lebens gekommen sei, begriff, daß sie wählen müsse ... und was in diesem Augenblicke in ihr vorging, mußte wahrhaft entsetzlich sein, weil selbst Alberto instinktiv einen Schritt zurückwich. Es war die Stimme des Toten, die laut und deutlich zu ihr sprach: „Da, wo ich hingehe, werde ich erfahren, ob du unserm Vertrage treu bleibst. Und wenn du ihn verletzt, so werde ich mich dort noch rächen, nicht an dir,

aber an deinem Fleisch und Blut, an dem Sohne deiner Schande."

Sie rang röchelnd nach Atem, dann schrie sie Alberto verzweifelnd zu: „Ihre Mutter . . . starb . . . als sie Ihnen das Leben gab!"

Sie verstummte. Mit diesen Worten hatte sie sich selbst gemordet. Nun war sie wirklich tot für ihn.

Regungslos und schweigend stand Alberto ihr gegenüber; vor seinem erloschenen Blicke brach in einem Augenblicke alles: Glaube, Liebe, Hoffnung, die Rettung, in Trümmer.

Er verbeugte sich mit eisiger Höflichkeit vor dem Weibe, das ihn so grausam verleugnet hatte, um ihren stolzen, listig erschlichenen Ruf fleckenlos zu erhalten, um sich ein Erröten zu ersparen. Und als er sein Haupt wieder erhob, trug er es so hoch, daß die kalte Verachtung, die aus seinen Blicken sprach, wie aus schwindelnder Höhe herab Bianca zu treffen und zu zermalmen schien.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Es schlug Mitternacht und im Palast d'Arcello tanzte man.

Der Erfolg des Festes war nicht zweifelhaft; es war glänzend gelungen und außerordentlich belebt. Die Ausschmückung der Säle war prachtvoll, die Beleuchtung blendend, die Bewirtung fürstlich. Eine Fülle seltener exotischer Pflanzen gab allen Räumen das Aussehen einer tropischen Landschaft; aus jedem Winkel, aus jedem freien Raume schienen wie durch Zauber zahllose Blumen emporzusprossen und das Treibhaus glich einem Feengarten. Die Säle waren gefüllt, ohne überfüllt zu sein, nirgends sah man Gewühl oder Gedränge. Unter den Gästen herrschte die größte, doch stets maßvolle Heiterkeit und in der harmonischen Anordnung des Ganzen erkannte man die bewährte Leitung, den Charakter gediegener Pracht und jenen Hauch echter Vornehmheit, den viele Damen vergebens nachzuahmen suchten und der Marchesa Bianca d'Arcello ärgerlich beneideten. Es war unmöglich, das geringste an dem Feste auszusetzen, und ebenso unmöglich war

es, den boshaften Gerüchten Glauben zu schenken, welche hartnäckig behaupteten, daß ein Zwiespalt zwischen der Marchesa und ihrer Schwiegertochter bestehe. Sie hatten die Gäste gemeinsam empfangen und Donna Bianca mußte der Unerfahrenheit der Schwiegertochter wunderbar zu Hilfe gekommen sein, denn die kleine „Verwalterin" wußte sich ziemlich gut zu benehmen und es war wahrhaft rührend, die vollkommene Harmonie zu bemerken, welche zwischen den beiden Frauen herrschte. Febo strahlte vor Freude und seine Blicke suchten fortwährend die Mutter, um ihr seine Befriedigung auszudrücken. Und sie blieb auf ihrem Posten und fand in ihrer unerschütterlichen Mutterliebe die Kraft, sich zum letztenmal für die Ehre und das gesellschaftliche Ansehen der Familie zu opfern. Sie wußte, welche Gerüchte über ihre Schwiegertochter umliefen und welche Bedeutung ihr Benehmen gegen Zoraide heute abend hatte. Und darum lächelte sie ihren Gästen zu und behielt die Gattin Febos wie eine Tochter an ihrer Seite, während in ihrem Herzen die quälendsten Sorgen tobten, in ihrem Geiste die schrecklichsten Vorstellungen auftauchten und der entsetzliche Eindruck ihrer Unterredung mit Alberto ihr noch immer aufs neue das Herz zerriß. Und sie mußte aus Liebe zu Febo Gäste empfangen, mußte lächeln, damit der Name Febos nicht der Bosheit der Welt zur Beute werde.

Eine entsetzliche Aufregung, eine fieberhafte Energie half ihr alles vollbringen. Sie handelte wie im Traume, mit einem ihr selbst unerklärlichen doppelten Instinkte, dem Instinkte der Dame und dem der Mutter, und, wenige Augenblicke ausgenommen, wo sie das liebenswürdige Lächeln auf ihren Lippen erstarren fühlte und ein Schwindel blitzähnlich ihr Hirn durchzuckte, hielt sie sich aufrecht und verriet sich nicht.

Die Zeit verging und sie hatte unter der Menge der Gäste weder Fisardi, noch die jungen Leute bemerkt, die, wie sie wußte, von den beiden Gegnern zu Sekundanten gewählt waren. . . . Ein Schwindel ergriff sie; sie löste sich aus dem Kreise, der sie umgab, und winkte Celati heran.

Er eilte sogleich herbei.

„Nun," sagte sie, „was wissen Sie von Alberto?"

Aber ehe er zu antworten vermochte, trat eine alte Dame, die eben vorüberging, lächelnd zu ihr und sagte: „Welch prachtvoller Ball, meine teure Bianca! . . . Nicht wahr, das Büffett ist soeben geöffnet worden?"

„Gewiß," antwortete Bianca, „gewiß."

Die Dame blickte Celati liebevoll an und sagte zögernd: „Ich würde so gern hingehen ... aber ich bin allein."

Celati bot ihr natürlich den Arm, während Bianca sie lächelnd vorbeigehen ließ.

So verging eine weitere Stunde. Nach dem Souper begann der Tanz aufs neue. Das unsichtbare Orchester, das auf einer durch herabfallende Epheuranken verdeckten Tribüne aufgestellt war, begann einen der feurigsten und schmelzendsten Walzer von Strauß zu spielen. Schleppen in den mannigfaltigsten Formen und Farben flogen über den Teppich, rosige Gesichter, blonde und braune Locken, weiße Nacken, blitzende Juwelen und die schwarzen Fräcke der Männer verschmolzen zu einem Bilde, während sie in wirbelndem Tanze durch den Saal kreisten.

Donna Bianca fühlte, daß sie zu unterliegen begann. Die fortwährenden Komplimente, mit denen man sie über das glänzende Gelingen des Festes beglückwünschte, wurden ihr so unerträglich, daß es sie schon mit Schrecken erfüllte, wenn einer der Gäste sich ihr näherte.

Celati hatte sie nicht mehr sprechen können; einmal vermochte sie Febo einen Augenblick anzuhalten, während er eilig vorüberging. Aber Febo wußte nichts von Alberto und hatte große Eile, da er Champagner in das Spielzimmer schicken mußte.

Bianca hielt ihren Sohn nicht auf; sie irrte aufs neue ruhelos durch die glänzend erleuchteten Säle, durch den Schwarm der Gäste, welche untereinander wetteiferten, ihr die hohe Achtung zu bezeigen, die ihr alle zollten, und die Bewunderung kundzugeben, die ihr Benehmen gegen Febo und ihre Schwiegertochter in aller Herzen erweckt hatte. Mehr als eine Dame beneidete heute abend die Marchesa d'Arcello, der die fleckenlose Reinheit ihrer Vergangenheit das Recht gab, durch ihre bloße Gegenwart den Ruf und das Ansehen der Familie zu retten, und die es so edelmütig ausübte.

Die beneidete Frau irrte durch die blendende Lichtfülle, die ihr furchtbarer als die tiefste Finsternis erschien, während sie lächelnd die Verbeugungen erwiderte und die ehrerbietigen Worte anhörte, die ihr wie der Widerhall eines furchtbaren Verdammungsurteils erklangen. In der Fülle ihres Triumphes fühlte sie die ganze Ironie der unerbittlichen Gerechtigkeit, die in derselben Stunde alle Bitterkeit der grausamsten Strafe

auf das Haupt der schuldigen Gattin, der unglücklichen Mutter häufte.

Gegen drei Uhr morgens konnte sie endlich Celati allein sprechen. Ja, er hatte etwas erfahren. Alberto war gegen Abend mit einem Freunde ausgefahren; man hatte beide auf der Straße nach Montughi gesehen.

Das Aussehen Biancas kam Celati so verstört vor, daß er nur den Gedanken hatte, dieses erhabene Weib, das ein so edelmütiges Interesse für den unglücklichen Jüngling bezeigte, einigermaßen zu beruhigen.

„Wollen Sie, daß ich in seiner Wohnung vorspreche?" fragte er eifrig. „Vielleicht wissen die Diener etwas."

Sie nickte bejahend und er eilte fort; aber eine geheime, unwiderstehliche Regung trieb ihn, sich noch einmal nach ihr umzuschauen.

Sie stand in diesem Augenblicke allein, noch immer mit lächelndem Munde, aber dies Lächeln erschien so gezwungen, daß es tragisch war. Das Auge starrte mit entsetztem Ausdruck ins Leere; auf dem edel geformten Haupte funkelten die berühmten Brillanten des Familienschmuckes und um ihre Gestalt, deren Umrisse in ihrer Regungslosigkeit fast starr hervortraten, schmiegten sich die schweren Falten des roten Samtkleides, das sich in einer langen Schleppe, gleich dem Mantel einer Kaiserin, zu ihren Füßen ausbreitete. — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Um vier Uhr morgens war Celati noch nicht zurückgekehrt; die Paare traten eben zum Cotillon an und alle noch vorhandenen Gäste hatten sich in den Ballsaal gedrängt. Das Büffett war augenblicklich geschlossen, weil Vorbereitungen zu dem großen Frühstück getroffen wurden, das in kurzem serviert werden sollte, und die übrigen Säle waren fast ganz leer. Während Bianca sie langsam durchschritt, begegnete ihr eine Schar Diener, die sich nach dem Büffett begaben. Der Haushofmeister, ein alter, treuer Diener der Familie, näherte sich ihr und fragte, ob sie etwas zu befehlen habe. Sie schaute ihn einen Augenblick lang starr an, als ob sie ihn nicht verstanden habe, dann sagte sie mechanisch: „Nein." Aber im Momente, wo der Diener mit einer Verbeugung zurücktrat, hielt sie ihn an und sagte: „Sobald Graf Celati zurückkehrt, benachrichtigt ihn, daß ich ihn in meinem Zimmer erwarte."

Sie zog sich dahin zurück, denn sie fühlte, daß sie die Qual dieser grausamen Schaustellung nicht länger etragen, daß niemand mehr von ihr verlangen könne als das, was sie geleistet hatte. Sie dachte jetzt nicht mehr an Febo; sie dachte nur, daß Celati nicht lange mehr zögern könne, daß sie in wenig Augenblicken Gewißheit haben werde.

Der erste Stock des Palastes lag verödet; die Diener befanden sich alle im Erdgeschoß und sogar die Kammerfrau Donna Biancas war in die Garderobe zu den andern Dienerinnen hinabgestiegen. Tiefe Stille herrschte in den verlassenen Gemächern; die Fensterladen waren nicht geschlossen, und als Donna Bianca ihr Zimmer, das heißt das Sterbezimmer Brunos betrat, brauchte sie kein Licht anzuzünden. Der klare, sternenfunkelnde Morgenhimmel schaute durch die blanken Fensterscheiben und das bleiche Licht des untergehenden Mondes warf seine milden Strahlen in das Zimmer. Das schwarze Kruzifix hob sich düster von der Marmorplatte des Nachttischchens ab und warf einen riesigen Schatten auf die Wand und in der Nähe des Fensters schimmerte die Marmorbüste Brunos d'Arcello. Ebenso regungslos wie diese Büste blieb Bianca am Schreibtische stehen und wartete. Nur einmal zuckte sie krampfhaft zusammen, als im Ballsaale die ersten Takte einer einfachen, lieblichen Mazurkaweise erklangen. . . . Bald aber drangen auch diese Töne, obwohl noch immer hörbar, nicht mehr zu Biancas Ohren; die übermenschliche Spannung und Erwartung hielt sie ganz gefangen.

Endlich wurde sie aus dieser tödlichen Qual erlöst. Sie hörte ein Geräusch in dem Korridor vor ihrem Zimmer und erkannte den Schritt Celatis. Sie wollte ihm entgegeneilen, aber während sie im Begriffe war, die Portiere der Thür zurückzuschlagen, die nach dem Korridor führte, blieb sie regungslos, wie versteinert stehen. Ein andrer, elastischer Schritt folgte dem Celatis. Febo war von seiner Ankunft benachrichtigt worden und war ihm nachgeeilt. Er holte den Grafen wenige Schritte vor der Thür ein, hinter welcher Bianca stand, und sie hörte die Worte, die sie erregt wechselten.

„O! Der arme Alberto! . . . Aber wie . . . wann geschah es?"

„Gestern um vier Uhr . . . beim ersten Angriffe . . . mitten durchs Herz getroffen. . . . Man sieht, daß er um jeden Preis sterben wollte . . . er hat sich nicht einmal verteidigt."

„Kommen Sie einen Augenblick mit mir," sagte Febo tief betrübt. „Ich will wissen . . ."

Sie gingen vor der geschlossenen Portiere vorüber einer andern Thür zu.

Sie hatte alles gehört.

Einen Augenblick stand sie noch regungslos und hielt sich an den schweren Falten der Portiere fest, die ihre Hand mit krampfhafter Bewegung halb unbewußt gepackt hatte, während sie die andre Hand mit irrer Gebärde nach der Büste Brunos d'Arcello ausstreckte.

Plötzlich gellte es triumphierend und herausfordernd durch das tiefe Schweigen: „Bruno . . . jetzt . . . sind wir quitt!"

Dann stürzte sie schwer zu Boden, wie der Eichbaum, den die Axt gefällt.

Ende.

Zehnte Auflage.

halt vorkommenden Verhältnisse eingehend bespricht, erfreut sich einer von Jahr zu Jahr wachsenden Verbreitung. Sein geradezu universeller, durchaus auf **praktischer Erprobung** fußender Inhalt macht es zu einem unentbehrlichen Ratgeber namentlich für **Anfängerinnen** in der schweren Kunst des Haushaltens, auf deren Bedürfnisse es besonders Rücksicht nimmt, so daß sie sich im Besitze dieses Buches nie in Verlegenheit befinden können. — Mit ängstlicher Sorgfalt war die Verfasserin bemüht, nur ganz **erprobte** und **zuverlässige** Rezepte in das überaus **reiche** und **vollständige** Kochbuch aufzunehmen, welches sich durch Klarheit, Einfachheit und **Sparsamkeit** der Rezepte auszeichnet; während dasselbe einerseits vollständig genügt, die **feinste Mahlzeit** zu bereiten, so findet man andrerseits darin auch Vorschriften für die einfachsten Gerichte der **bürgerlichen Küche**. Dem **Einmachen von Früchten** in Dampf und Zucker ist besondre Sorgfalt gewidmet. Das so wichtige Kapitel über die Behandlung der **Wäsche** ist ebenso ausführlich als zweckmäßig behandelt. Kenntnis und Einkauf der Nahrungsmittel nehmen eine hervorragende Stelle ein unter den vielfachen Belehrungen, die in obiger Inhaltsübersicht einzeln angeführt sind.

Die anziehende und unterhaltende Schreibweise der Verfasserin, welche auch den trockenen Hausgeschäften einen poetischen Schimmer verleiht und welche über den Notwendigkeiten des praktischen Lebens die höheren Ziele des Frauenberufes nicht vergißt, erhebt dieses Werk zu einem wirklichen **Bildungsbuche** im höheren Sinne.

Johannes Scherr sagt von diesem Buche in der „Gartenlaube": „Tausenden und wieder Tausenden von jungen Mädchen, jungen Frauen und jungen Müttern ist die Verfasserin dadurch eine Lehrerin und Führerin, geradezu eine Wohlthäterin geworden und gar mancher junge Ehemann hatte, ohne es zu wissen, vollauf Ursache, der ‚Marie Susanne Kübler' dankbar zu sein."

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

☛ Bei Bestellungen bittet man anzugeben, ob die Ausgabe für Norddeutschland oder Süddeutschland gewünscht wird.

Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Siebenter Jahrgang.

Preisgekrönt. Von Alexander Baron von Roberts. 2 Bände.
Ein frisches, gesundes Leben durchpulst das fesselnde Zeitbild, das Baron von Roberts in diesem seinem neuesten und wohl bedeutendsten Roman vor uns entrollt, dessen Ernst er durch keck aufgesetzte humoristische Lichter mit Glück zu mildern versteht.

Die Seele Pierres. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen.
Der Verfasser des „Hüttenbesitzer" hat in der Wahl seines Stoffes bei diesem Roman einen besonders glücklichen Griff gethan; daß die Durchführung meisterhaft ist, versteht sich bei Ohnet von selbst.

Zum Kinderparadies. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Ein in seiner schlichten Wahrheit unendlich rührendes, tief ergreifendes Lebensbild, in dem die poetische Naturanschauung Theuriets sich glänzend offenbart.

Imogen. Von Hamilton Aïdé. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Hamilton Aydés Buch führt den Leser abseits von der breiten Heerstraße gewöhnlicher Romanlitteratur. Ein Duft von bon ton und höfischer Sitte der guten alten Zeit verleihen dieser geistvollen, an dramatischen Vorfällen reichen Geschichte einen eigenen Reiz.

Port Tarascon. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen.
Als Helden dieser Geschichte läßt Daudet den wunderlichen Tartarin aus Tarascon noch einmal auftreten, in dem er bekanntlich einen köstlichen humoristischen Typus geschaffen hat, jene unvergleichliche Verkörperung der Schwächen der Südfranzosen, ja des französischen Volkes überhaupt.

Ein Mann von Bedeutung. Von Anthony Hope. Aus dem Englischen.
Eine flott und sehr unterhaltend geschriebene Erzählung, in der sich Stoff, Schauplatz und Charaktere zu einem wohlgelungenen, ansprechenden Ganzen vereinigen.

Ohne Liebe. Von Fürst Galitzin. Aus dem Russischen. 2 Bände.
Mit schonungsloser Schärfe und Wahrheit zeichnet der geistvolle Verfasser in diesem Roman ein Bild der modernen russischen Gesellschaft, aus dem die handelnden Personen ungemein plastisch herausgearbeitet sind.

Die Erbin. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.
Norris, bekanntlich einer der liebenswürdigsten Vertreter der englischen Romanlitteratur, erzählt hier in seiner behaglichen, von gereiftem Können zeugenden Weise eine fesselnde Geschichte, die bei allen Freunden feinerer Darstellungskunst Anklang finden wird.

Die kühle Blonde. Von Ernst von Wolzogen. 2 Bände.
An einen Roman von Ernst von Wolzogen tritt man mit hochgespannten Erwartungen heran. Durch „Die kühle Blonde", ein Sittenbild von packender Wahrheit und tiefer Innerlichkeit, werden sie nicht nur nicht getäuscht, sondern übertroffen.

Mein Pfarrer und mein Onkel. Von Jean de la Brète. Aus d. Französ.
Ein durch köstliche naive Frische und neckischen Humor wirklich herzerfreuendes Buch für jung und alt.

Der Mönch von Berchtesgaden und andere Erzählungen. Von Rich. Voß.
Turmhoch über dem Mittelmaß unsrer Tageslitteratur stehen die Werke von Richard Voß, der sich auch in den vorliegenden Erzählungen als ein echter Dichter von wunderbarer Gestaltungskraft erweist.

Oberst Quaritch. Von H. Rider Haggard. Aus d. Englischen. 2 Bände.
Der beliebte Erzähler weiß auch in dem vorliegenden Roman den Leser durch eine reichgegliederte Handlung und tiefe seelische Konflikte zu fesseln.

Noras Roman. Von Emil Peschkau.
Der wohlaufgebauten erschütternden Handlung dieses Romans verleiht das Hereinwirken der sozialen Gärung unsrer Tage ein ausgesprochenes Zeitgepräge und damit ein erhöhtes Interesse.

Auf Vorposten und andere Geschichten. Von F. de Renzis. Aus d. Italien.
Keck und flott erzählte Novelletten im Plauderton, die sich durch echt künstlerische knappe Darstellung und wohlgetroffenes Lokalkolorit auszeichnen.

Versiegelte Lippen. Von Léon de Tinseau. Aus d. Französ. 2 Bde.
Es berührt förmlich wohlthuend, heutzutage einem Roman zu begegnen, dessen Held, ohne ein „Romanheld" zu sein, durch echte Ritterlichkeit und charaktervolle Tüchtigkeit die Sympathie des Lesers gewinnt.

Aus den Papieren eines Wanderers. Von Jeffery C. Jeffery. Aus d. Engl.
Die fein beobachtete Erzählung aus dem englischen Garnisonsleben beweist, daß bei aller Verschiedenheit der Heeresorganisation der Humor jenseits wie diesseits des Kanals im Dienst nicht zu kurz kommt.

Mein Onkel Scipio. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Nur ein wahrer Künstler kann mit so einfachen Mitteln eine so große Wirkung hervorbringen, wie es Theuriet in dieser gemütvollen, schlichten Geschichte gelungen ist.

Wie's im Leben geht. Von A. Delpit. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mit unerbittlicher Logik schildert Delpit in diesem erschütternden Seelengemälde die entsetzlichen Folgen der trostlosen Lehre, die den brutalen Kampf ums Dasein zur Triebfeder aller menschlichen Handlungen machen will.

Verhängnis. Von F. de Renzis. Aus dem Italienischen.
Der Grundton dieses an die antiken Schicksalstragödien gemahnenden Romans wäre fast zu düster, wenn nicht der gemütvolle Erzähler die Herbheit seines Stoffes durch liebenswürdige Behandlung zu mildern wüßte.

Achter Jahrgang.

Irgend ein Anderer. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bde.
Wer sich an einem kerngesunden, herzerfreuenden Buche ergötzen will, der lese diesen mit Herz und Humor geschriebenen Roman, der auch dem Griesgrämigsten ein Lachen, dem Verhärtetsten eine Thräne abgewinnen wird.

Fräulein Reseda. — Ein Mann der Erfolge. Von Julien Gordon. Aus dem Englischen.
Herzenskenntnis, geistreiche Beobachtung der Gesellschaft und echt künstlerische Darstellung zeichnen diese Novellen eines jungen amerikanischen Talentes in solchem Maße aus, daß wir stolz darauf sind, sie in die deutsche Litteratur einzuführen.

Künstlerehre. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
Mit jugendlicher Frische hat der greise Dichter kurz vor seinem Tode diesen durch eine reichgegliederte, spannende Handlung ausgezeichneten Roman geschrieben, der sich getrost mit seinen besten Werken messen kann.

In frischem Wasser. Von Helene Böhlau. 2 Bände.
Ob uns die begabte Erzählerin in die Häuslichkeit eines deutschen Künstlers führt, oder uns die Wunderwelt des Orients vor Augen zaubert, immer erweist sie sich als eine feine Beobachterin von origineller Auffassung der Menschen und Dinge, die sie mit frischsprudelnder Lebendigkeit zu schildern weiß.

Die geprellten Verschwörer. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.
Der beliebte Verfasser übertrifft in dieser lustigen Geschichte alle seine früheren Schöpfungen sowohl durch die ihr zu Grunde liegende glückliche Idee, als auch durch die prächtige Durchführung.

Daphne. Nach A Diplomat's Diary von Julien Gordon deutsch bearbeitet von Friedrich Spielhagen.
Ein Roman von Julien Gordon in Spielhagens Bearbeitung! Das ist ein seltener Leckerbissen, für den uns der Leser Dank wissen wird.

Ein Genie der That. Von Ernst Remin. 2 Bände.
Die charakteristischen Züge der modernen Berliner Gesellschaft treten in Remins trefflichem Sittenbild um so schärfer hervor, als sie mit geschicktem Griff den Anschauungen eines entschwindenden, andersdenkenden Geschlechts gegenübergestellt sind.

Mischa. Von Marguerite Poradowska. Aus dem Französischen.
Wenn so viele Romane unsrer Zeit sich im fadenscheinigen Gewand abgelebter Blasiertheit gefallen, so ist es doppelt wohlthuend, wieder einmal einer anspruchslosen Geschichte zu begegnen, die, auf dem Boden eines urwüchsigen Volkstums fußend, sich rotbackiger Gesundheit und herzhafter Lebensfreude nicht schämt.

Der Thronfolger. Von Ernst von Wolzogen. 2 Bände.
Das Leben am Hofe eines deutschen Kleinstaats nach seiner ernsten sowohl als seiner heiteren Seite ist wohl kaum je so vorzüglich geschildert worden, als in diesem farbenfrischen Roman, mit dem von Wolzogen den Cyklus seiner Adelsromane aufs glücklichste abschließt.

Im Reisfeld. — Ohne Liebe. Von Marchesa Colombi. Aus dem Italienischen.
Wärme und Innigkeit des Gefühls, sowie scharfe Beobachtung des italienischen Volkes und seiner Gebräuche zeichnen diese schlichten Erzählungen, die niemand ohne Rührung und Teilnahme lesen wird, aufs vorteilhafteste aus.

Eine Künstlerin. Von Jeanne Mairet. Aus dem Französischen.
Mit dieser reizvollen psychologischen Studie führt sich die Verfasserin, in der der französischen Romanlitteratur ein bedeutendes, äußerst sympathisches Talent erstanden ist, aufs vorteilhafteste ein.

Miß Niemand. Von A. C. Gunter. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die frische, über jedes Hindernis keck hinwegsetzende, durch keine Schultradition eingeengte Erzählungskunst des geist- und phantasievollen Amerikaners feiert in dieser spannenden, an dramatischer Handlung überreichen Geschichte einen neuen Triumph.

Marienkind. Von Paul Heyse.
Der 200. Band unsrer Sammlung! Um diesem den Charakter eines Jubelbandes zu verleihen, haben wir dafür die vorliegende überaus anmutige Geschichte von Paul Heyse, dem noch immer unerreicht dastehenden Altmeister der Novelle, auserſehen.

Schwarzwaldgeschichten. Von Hermine Villinger.
Wie ein edler Wein im Geschmack den Boden erkennen läßt, worauf er gewachsen ist, so entströmt diesen gemütvollen, finnigen Geschichten gleichsam etwas von dem frischen Tannenduft ihrer Gebirgsheimat.

Jack. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 3 Bände.
Das alte, ewigwahre Wort von den Sünden der Väter, die sich an den Kindern heimsuchen, hat wohl nie eine ergreifendere Anwendung gefunden, als in dieser berühmten Schöpfung Daudets, einem Meisterwerk realistischer Kunst, das noch lange bestehen wird, wenn das meiste von dem, was sich heute für alleingültig ausgibt, in alle Winde zerstoben sein wird.

Der schwarze Koffer. Aus dem Englischen.
Wenn auch der Verfasser dieser spannenden, ungemein lebendig erzählten Kriminalgeschichte nicht mit seinem Namen hervortreten will, so dürfen wir doch verraten, daß er ein wohlbekannter und allgemein beliebter Erzähler ist.

Der Affenmaler. Von Jeanne Mairet. Aus dem Französischen.
Dem überaus beifällig aufgenommenen Roman „Eine Künstlerin" derselben Verfasserin lassen wir hiermit einen Band allerliebster Novellen folgen, die zum Vollendetsten auf diesem Gebiete gehören.

Memini,

Marchesa d'Arcello Roman in zwei Bänden. Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von Dora Paul

Bd.: 2 = 6

Stuttgart 1888